1. HEFT. 12. MAERZ. 1909.

Deutschland und Brasilien.

Von

B. Itiberê da Cunha,
Brasilianischer Gesandter in Berlin.

Die Geschichte der Nationen hat wenig gleich beredte Beispiele wie den überraschend schnellen materiellen Fortschritt Deutschlands. Verwirklicht hat er sich während der letzten 38 Friedensjahre und falsche Urteile und Meinungen der Konkurrenzmächte Deutschlands auf den Weltmärkten hat er häufig genug hervorgerufen.

Erst kürzlich schrieb der Londoner „Standard", eine Kriegsgefahr für Europa bestehe allein in der offenen wachsenden Rivalität zwischen Deutschland und Großbritannien, die in einer Beziehung stehe zum Seehandel und der Vorherrschaft zur See. Aber — so fügte die englische Zeitung mit Recht hinzu — eine ehrliche Rivalität bewirke noch keine Gefahr, oder besser, sie kann sie nicht herbeiführen. Eine Gefahr liege nur in dem gegenseitigen Haß der Völker.

Es ist zu hoffen, daß offenere und gerechtere Gefühle allmählich die Feindseligkeiten, die allerdings seit einiger Zeit zwischen den beiden mächtigen Nationen bestehen, verdrängen werden.

Tatsächlich befindet sich Deutschland, diese große Industriemacht, nur an der Spitze einer wachsenden, wirtschaftlichen Bewegung und Ausbreitung aller Nationen der Erde und verdankt seine Führerrolle seiner Initiative, der Überlegenheit seiner Erziehungsmethoden, den ausgezeichneten Mitteln und Triebfedern eines Systems wirtschaftlicher Expansion, das die Kundschaft fremder Märkte beharrlich erobert und dabei von ausgezeichneten, schnellen Transportmitteln unterstützt wird.

Kaum hatte ich meine juristischen Studien in der Fakultät von S. Paolo beendet, als ich das Glück hatte, nach Deutschland gerade in jenem Augenblick entsendet zu werden, als das deutsche Volk, bis ins Innerste von dem Sieg bei Sedan erregt, auf dem Gipfel seines militärischen Ruhmes stand.

Es war begreiflich, daß dieses Land dem jungen, unerfahrenen Gesandtschaftsattaché wie ein kostbares, offenes Buch erschien, darin er begierig lernen wollte.

Mein Interesse war um so größer, als viele emsige Söhne dieser Nation bereits unsere kindliche Bewunderung erregt hatten, wenn wir die goldenen Ernten der berühmten und fruchtbaren Felder Paranás betrachteten, die von den ersten deutschen Kolonisten kultiviert wurden: wirklichen, mutigen Pionieren der Kultur, welche das lebendige Beispiel einer fruchtbaren Initiative und ehrlicher, rauher Arbeit gaben. Sie haben uns gelehrt, unseren Boden zu bebauen, zu lieben und ihn mit dem Schweiße unseres Angesichts zu benetzen.

In meinem Heimatstaate, in der malerischen Umgebung Curitybas, pflegten die deutschen Kolonisten abends bei der Rückkehr von ihrer Feldarbeit, an unserem Landhaus, das damals ein wahrer Tempel der Wissenschaften und Künste war, vorbeizukommen. Unser Vater unterließ es dann nie, uns Kinder herbeizurufen, damit wir jenen harmonischen Liedern lauschten, die uns eine Ahnung von der großen deutschen Volksseele gaben. Diese Kindheiterinnerungen haben auch im Manne dauernd nachgewirkt und haben mir das Verständnis für deutsche Art und deutsches Wirken erleichtert.

„Nie seit den Tagen der Renaissance und der Reformation," schreibt Kuno Francke in der „Atlantic Monthly", „gab es eine Zeit, während welcher Deutschland den Anblick eines gleich fieberhaften Lebens bot, einer ähnlichen intensiven Beschäftigung auf allen Gebieten nationalen Ehrgeizes, wie jetzt." Und in der Tat, wer wie wir Gelegenheit hatte, diese Entwicklung aus der Nähe zu beobachten, wird von den Erfolgen dieser unablässigen Arbeit nicht überrascht sein.

Es gilt als Tatsache, daß gleich nach der Übergabe von Metz Prinz Friedrich Karl von Preußen sich mit folgenden Worten an die deutschen Offiziere wandte: „Auf militärischem Gebiet haben wir den Feind soeben besiegt, jetzt handelt es sich darum, ihn auf industriellem Gebiet zu schlagen." Deutschland hat sich in der Tat bemüht, diesen patriotischen Wunsch zu verwirklichen. Früher ausschließlich ein Agrar-Staat, ist es heute eine große, industrielle Macht mit einem Außenhandel, der binnen 15 Jahren von 9 auf 15 Milliarden gewachsen ist.

Deutschland hat mit kluger Voraussicht die kaufmännische Organisation des Exports in nachahmenswerter Weise vervollkommnet und das System der kaufmännischen Reisenden ausgebaut; dadurch vor allem hat es sich allenthalben in der Welt und auch bei uns in Brasilien eine maßgebende Stellung erkämpft und viele Rivalen verdrängt. In deutschen Landen hat man bald eingesehen: die Reklame durch Annoncen, Kataloge und Muster genügt nicht, und deshalb unterhält der deutsche Exporthandel ein ganzes Heer von

Reisenden, die der Engländer mit Recht „the men of the spot“ nennt. Sie verbreiten sich über den ganzen Erdball, um Orders aufzunehmen und gleichzeitig Einkäufe zu machen. Außerdem unterhalten die großen Firmen an ihrem Stammsitz einen Stab von Angestellten, die sprachkundig und mit den Einzelheiten des internationalen Handels genau vertraut sind.

Der Hauptgrund der großen Erfolge, die der deutsche Exporthandel erzielt hat, liegt nach meinen Erfahrungen in dem harmonischen Zusammenarbeiten des Kaufmanns und des Industriellen. Der größte Teil der Waren wird nicht von dem Fabrikanten direkt nach dem Auslande versandt, sondern geht erst durch die Hände von Exporteuren und Kommissionären. Auf den überseeischen Märkten hat der Exporthandel mit großen und zahlreichen Schwierigkeiten zu rechnen und erfordert sehr viel Vorsicht, kaufmännische Tüchtigkeit und eine derartige Erfahrung, daß, um zu einem befriedigenden Ziel zu gelangen, ein eingehendes Studium und lange Jahre der Praxis notwendig sind. Der Fabrikant, der ein großes Etablissement technisch und finanziell zu leiten hat, verfügt selten über die Kräfte und Kapitalien, um entlegene Märkte aufzusuchen und zu bearbeiten. Er verläßt sich auf die Tüchtigkeit der Kommissionäre.

Ich verweile bei diesem Gegenstand so lange, weil bei uns in Brasilien die lebhaften Diskussionen über die viel umstrittene Kaffeevalorisation in der Presse, den gesetzgebenden Körperschaften und auf unserem wirtschaftlichen Kongreß in Rio noch gegenwärtig sind. Eine Transaktion, die immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und wie ein Pascalscher Abgrund unsere Landleute den Kopf verlieren läßt, und das gerade in einem Augenblick, in welchem unsere Finanzen als halbwegs saniert betrachtet werden konnten. Gerade jetzt müßte Brasilien die Lehren, die der deutsche Kaufmann ihm gibt, beherzigen, da wir im Begriffe sind, eine wirtschaftliche Krise, die nach meiner Ansicht nur eine vorübergehende Erscheinung war, zu überwinden, während unsere Mittel und Hilfsquellen wirtschaftlicher Ausbreitung noch sehr mangelhaft und fast noch embryonal sind, trotzdem man bei uns so viel von Export-Propaganda spricht. Meine Landsleute werden nie vergessen dürfen, welche Vorkämpferarbeit der deutsche Exportkommissionär durch seine enge Fühlungnahme mit den überseeischen Käufern der deutschen Industrie leistet, zum großen Teil auch dadurch, daß er keine nationale Engherzigkeit kennt und den Fabrikanten durch genaue Kenntnis der an Ort und Stelle geprüften Zahlungsfähigkeit der Kunden vor Betrügereien bewahrt.

Noch ein Zweites muß Brasilien von Deutschland lernen — und auf diesen Punkt habe ich auf dem brasilianischen Kongreß für wirtschaftliche Expansion mit allem Nachdruck hingewiesen — daß der Großhandel und der Export nicht mit kleinlichen Mitteln, sondern nur mit großen Kapitalien betrieben werden kann. Wir haben noch keine Kreditanstalten, und ebensowenig gibt es bei uns die großen, leistungsfähigen Gesellschaften, deren wirtschaftliche Interessen und Erfolge auf Zusammengehörigkeit und Gegenseitigkeit beruhen. Das System der Kreditgewährung aber ist eines der besten Mittel, die Kund-

schaft im In- und Auslande zu kontrollieren. Beinahe sämtliche deutschen Exportfirmen haben an den Plätzen, mit welchen sie in Handelsverbindung stehen, Filialen und gewähren ihren Kunden größere Kredite und längere Ziele als andere Nationen; vielleicht sind die deutschen Häuser noch entgegenkommender als die englischen, die immer die großzügigsten und vertrauensvollsten in ihren internationalen Handelsgeschäften waren. Im Verein mit der Überlegenheit der Waren ist dies das wahre Geheimnis der Größe und Bedeutung des deutschen Handels.

Bis vor kurzem war in Brasilien der Wert landwirtschaftlicher Genossenschaften unbekannt, die in Deutschland, Italien, Belgien, Frankreich usw. für die Agrarbevölkerung so große Bedeutung erhalten haben. Die erste größere Arbeit, die ich gleich nach dem Antritt meines ersten Postens in Berlin zu machen hatte, war die Abschrift einer ausgezeichneten Monographie über die kooperativen Gründungen Schultze Delitzsch's, die mein Chef, der verstorbene Baron de Jaurù, damaliger brasilianischer Gesandter in Berlin, geschrieben hatte. Nunmehr beginnt es sich auch in meiner Heimat zu regen. Die Sociedade Nacional de Agricultura und das Central-Syndicat der Landwirte in Brasilien haben beschlossen, die Gründung eines Genossenschaftsverbandes mit ähnlichen Tendenzen und mit dem Sitz in Rio de Janeiro einzuleiten. Die Transaktionen dieser Gesellschaft sollen sich über das ganze Land erstrecken. Unter dem Titel „Zentral-Genossenschaft der Landwirte Brasiliens" wird diese Gesellschaft, die professionellen Charakter hat, und auf Gegenseitigkeit beruht, den Verkauf der ihr von ihren Teilhabern konsignierten Produkte bewerkstelligen, ebenso wie für deren Rechnung den Kauf der für landwirtschaftliche Betriebe notwendigen Produkte und Waren besorgen.

Vorbildlich ist ferner heute, wie schon seit langem, das deutsche Schulwesen. Hat man mit Recht gesagt, bei Sadowa habe der deutsche Schulmeister gesiegt, so hat Deutschland dieses Feld auch nach 1871 eifrig bestellt. Ein Amerikaner, Herr Frank V. Tompson, der kürzlich die Handelsschulen Europas besuchte, war z. B. überrascht von der großen Anzahl dieser Institute in Deutschland und in der Schweiz. Die kleinsten Städte von mäßiger oder geringerer Bedeutung haben noch ihre Handelsschule. Deutschland marschiert an der Spitze und überflügelt Österreich, Frankreich und England.

Nach der großen Entwicklung und Vervollkommnung ihrer mechanischen und landwirtschaftlichen Industrien befanden sich die Deutschen vor der absoluten Notwendigkeit, neue Absatzgebiete zu erobern, und dieser Ausdehnungsdrang erforderte eine weitere Anspannung der Kräfte Deutschlands. Es scheute vor keinem Opfer zurück, um seine Handelsmarine zu vergrößern, und schuf jene bewundernswerte, auch von einem mächtigen Kriegsgeschwader beschützte Kauffahrteiflotte.

Heinrich Heine sagte einmal, daß der Deutsche seinem Bier gleiche, welches durch den Export nicht besser würde.

Zeit und Tatsachen haben ihn aber in feierlicher Weise Lügen gestraft. Sowohl wir Brasilianer als auch andere Völker können für die guten und soliden Eigenschaften

dieser fruchtbaren und arbeitsamen Rasse, die soviel zur Vervollkommnung und zum Fortschritt unserer jungen Nation beigetragen hat, Zeugnis ablegen.

Sie hat uns schon hervorragende Talente gegeben, ernergische, fruchtbare und unerschrockene Bürger, und viele Söhne deutscher Erde haben ihr kostbares Blut vergossen, um unser angegriffenes Vaterland zu beschützen.

Wir wollen auch fernerhin vom deutschen Volke lernen, von seiner Intelligenz und von der Gediegenheit seiner Arbeit.

Die elsässische Frage.

Eine Schlußbetrachtung.

Von

Otto Flake.

II.

Definitionen sind immer empfehlenswert; man kann gar nicht klar genug sein. Prüfen wir daher zuerst: was eigentlich ist die elsässische Frage? Für die internationalen Politiker die Prüfung des Wunsches Frankreichs, Elsaß-Lothringen zurückzugewinnen, also eine Frage, in der das Reichsland selbst keine andere Rolle spielt, als die irgendeiner anderen Kompensation, mit denen die Politik Handel treibt. Solange das Reich sich selbst nicht verneint, existiert die elsässische Frage in diesem Sinne überhaupt nicht. Sie kann nur eine innere Angelegenheit des Reiches sein und bedeutet hier naturgemäß nichts anderes als das Problem, das Elsaß dem Reiche so fest wie jeden der Bundesstaaten anzugliedern, d. h. die Elsässer dazu zu bewegen, aus freiem Willen Bürger des deutschen Reiches zu werden, d. h. wiederum nationale Bürger, Mitglieder derselben Kultur, denn als modern geschulte Menschen nehmen wir an, daß Staatenbildungen zu ihrer Verinnerlichung des Kulturfaktors bedürfen.

Ziehen wir nun aber andererseits aus unsrer vorangehenden historisch-psychologischen Untersuchung das Schlußresultat, so ergibt sich, daß die Verschmelzung der Elsässer mit Frankreich durch die Anerkennung der französischen Kultur herbeigeführt wurde. So oder so: Wir erkennen, daß die elsässische Frage im tieferen Sinne eine Kulturfrage ist. Nur eine Kulturfrage; die entschieden wird durch die Werbekraft, die den beiden Kulturen innewohnt. Der politische Faktor, genauer die politische Zugehörigkeit, spielt nur insofern eine Rolle, als er eventuell der schwächeren Kultur erlaubt, Zeit zu gewinnen. Mag er dadurch zwar auch die schließliche Entscheidung herbeiführen, so ist er gleichwohl nur zweiter Größe, äußerer Art. Er bleibt ohn-

mächtig, wenn sich nicht zugleich innerlich, auf dem Kulturboden, in den Herzen, die Entscheidung vollzieht.

Von diesem Kern der elsässischen Frage, die nichts anderes ist als die einzigartige geschichtliche Gelegenheit, Werbekraft, Gegensatz, Wesen deutscher und französischer Kultur beim Kampf um dasselbe Objekt praktisch zu studieren, hatten die Deutschen keine Ahnung, als sie die eroberten Provinzen in ihre Verwaltung übernahmen. Das war ihr Fehler, der in nun bald vierzig Jahren diese minimalen Resultate gezeitigt hat. Sie sind nur zu gut verständlich. Wir heute empfinden ja, wenn wir an die Lebenskultur deutscher Städte in den 70 er (und 80 er) Jahren denken, einen Schauder. Zunächst wiederum eine Klarstellung. Was ist Kultur? Die Höchstleistungen eines Volkes, wie wir immer annehmen, wenn unsre biederen Bierphilister mit den größten Geistern deutscher Rasse prahlen, mit denen sie wahrlich nichts gemein haben? Kultur ist die Durchschnittsleistung eines Volkes, das Maß an Verfeinerung, durch das jedes Mitglied an dem Ideal der Kultur teilnimmt. Kultur ist nichts als Kultiviertheit. Eine unendlich schwierigere Arbeit, als die Züchtung von einigen Genies, denen eine Millionenmauer von Barbaren sich entgegenstellt. Kultiviertheit einer Nation kann jeden beliebigen Angehörigen einer anderen Nation gewinnen, höchste Individualität nur wenige Auserlesene, die im Völkerleben nicht in Betracht kommen können und übrigens selbst den Vorbehalt nicht vergessen.

Der Sieger von 1870 hatte in den Klassikern, den Romantikern, den wundervollen Gestalten des Berliner Kreises eine außerordentliche Kultur besessen, aber er brachte zu wenig Kultiviertheit mit. Nicht Goethe und Brentano und Humboldt hatten die Alemannen zu gewinnen, sondern die Polizisten, Unteroffiziere, Gendarmen, Sekretäre, das ganze Heer der unteren und mittleren Verwaltungsbeamten, jeder einzelne in seinem täglichen simpeln Leben. Was da gefehlt worden ist und wird, das versteht der ohne weiteres in seiner ganzen Ausdehnung, dem es im lieben Vaterland schon vor den Manieren, dem Geist, der Feinfühligkeit gar mancher Bier-, Gose- und Weißetrinker gegraut hat; wem nicht, der wird's nicht fassen. Die oberen Stände besiegelten, was die Untergebenen verdarben.

Der Offizier, der höhere Verwaltungsbeamte, der Gebildete und Studierte, traten dem Elsässer in einer wesentlich norddeutschen Form entgegen, und man kann zwei Arten ihrer Wirkung unterscheiden. Entweder fühlten sich die Elsässer abgestoßen oder sie blieben gleichgültig. Das erste war das Gewöhnliche. Der Elsässer erlebte das, was wir selbst inzwischen auch als die sogenannte Simplizissimusstimmung kennen gelernt haben. Wozu wir erst die Karikaturisten nötig hatten, die uns die Augen darüber öffneten, mit wieviel Ecken, Übertreibungen, Anmaßungen der deutsche Mann in seinen verschiedenen Verkleidungen als Beamter, Bürger, Soldat, Lehrer, Prediger herumläuft, das wirkte auf den Elsässer, der die erste Bedingung kritischen Sehens besaß, die Kenntnis gegensätzlicher Art, allgemein und ohne weiteres als Karikatur, auch ohne Vermitt-

lung schärferer Intelligenz. War er gerecht, so gab er wohl zu, daß neben dem Durchschnitt des deutschen Typus auch feinere, vornehmere Köpfe nicht übersehen werden durften; neben dem schnarrenden und anmaßenden jungen Leutnant begegnete er wohl dem deutschen Stabsoffizier, dessen Ernst, Ruhe und Arbeitskraft so sympathisch berührt; neben der Masse, dem Verein, der Kategorie, dem geschlossenen Stand, traf er den einzelnen, der sich durchaus rücksichtsvoll und menschlich zu geben verstand; aber selbst in diesem günstigsten Falle ging dem Deutschen die wichtigste Eigenschaft im Völkerverkehre ab, die Fähigkeit, verständlich zu werden, auf einem zugleich zurückhaltenden und anerkennenden Fuß mit einem anderen zu verkehren, zu gewinnen. Selbst unwillkürlich, selbst wenn er sie nicht besonders errichtet, hält der Deutsche Schranken aufrecht, oder treffender gesagt, eine gewisse Atmosphäre, den Dunstkreis der Individualität.

An diesem Punkte droht die Untersuchung der elsässischen Frage in eine Kritik des deutschen Wesens überzugehen, deren gründliche Erörterung zur Unübersichtlichkeit führen müßte. Hier seien nur die letzten Resultate zusammengefaßt und immer in ihrer Wirkung auf den von anderen Neigungen bestimmten Elsässer. Von dem, was oben das Karikaturenhafte im deutschen Auftreten genannt wurde, sei dabei ganz abgesehen, obwohl gerade dies den „Protest" des Elsässers im täglichen Leben recht eigentlich bedingt.

Die Gipfel deutschen Denkens und Fühlens reichen, über die sinnlich-irdische Hülle hinweg, in den unendlichen Raum des Abstrakten, in seine Größe, aber auch seine Kühle. Ideen, die bei anderen Völkern nie anders als in ihrer Verkörperung, ihrer Anwendung auf den einzelnen Fall erfaßt werden, wohnen im deutschen Geist, ungleich stärker und umfassender — als Absolutheiten. Solche Ideen, solche Abstrakta sind der Monarchismus, der Militarismus, die Hierarchie, der Idealismus, die Sittlichkeit, die Pflicht, die moralische Weltordnung usw. usw. Jede verlangt (erinnern wir uns unsrer Lehrer) eine unbedingte, eine ungewöhnliche, eine unpersönliche, eine objektive Unterwerfung, sie erwartet vor allem, daß diese Unterwerfung als Pflicht empfunden werde, für die man keine Anerkennung beanspruchen darf. Das nennt man spartanisch — ich weiß trotz meiner Schuljahre nicht, ob das wirklich griechisch war, aber ich weiß, daß das preußisch und im letzten Grunde deutsch ist. Das gibt die Anwartschaft auf eine höhere Genialität, als sie anderen Rassen möglich ist — daher das unausrottbare Selbstgefühl des Germanen als des „arischen" Herren — aber es ist eine schlechte Mitgift fürs Leben. Immer wieder muß gesagt werden, daß nur einzelne, nie Völker damit gewonnen werden können. Es bleibt unverständlich, wenn es nicht als verstiegen wirkt.

Man wird wiederum an die ursprüngliche Abstammung der Elsässer appellieren. Aber die Elsässer sind als Alemannen Süddeutsche, und jenes deutsche Höhenideal der Kultur ist doch im wesentlichen norddeutsch: in dem Sinne wenigstens, daß

die letzten Resultate von norddeutschem Zuendedenkern gezogen werden. Was dagegen ist eigentlich süddeutsch? Gibt es ein spezifisch süddeutsches Zuendedenken? Ich glaube nicht. Der Begriff süddeutsch ist verschwommen, sobald ein geschlossenes System der Auffassung, also Kultur, verlangt wird. Die deutsche Frage ist ja nur politisch gelöst, nicht innerlich. Es ist in Süddeutschland ein Widerstreben gegen die norddeutschen Resultate vorhanden, aber zuletzt genügt es wieder nicht, um eine ausgeprägte Eigenart zu bilden. Das ist der unbehagliche Zustand des deutschen Geisteslebens, den niemand, der Sinn für durchdachte Einheitlichkeit hat, leugnet. Wie dem auch sei, die Elsässer haben den Ausweg gefunden, sie gingen zur französischen Auffassung über. Andrerseits werden sie logischerweise, sobald sie sich mit der deutschen Kultur befassen, wieder zunächst süddeutsch.

Um eine pointierte Zusammenfassung zu geben, so stand der abstrakt-idealistischen, sittlich-pantheistischen, in diesem (nicht konfessionell betrachteten) protestantischen Sinn des (nord-)deutschen Wesens die sinnlich-realistische Anlage des süddeutschen Blutes und sein französisches Lebensideal entgegen. Auf der einen Seite wurde dem Elsässer eine außerordentlich hohe, aber auch außerordentlich schwer zu erwerbende Einzel**kultur** in Aussicht gestellt, auf der anderen ihm eine gleichmäßig befriedigende und von aller Theorie unbelastete **Kultiviertheit** gegeben. Jene ist so spezifisch, daß noch heute vielleicht nicht ein einziger Elsässer ihren innersten Kern erfaßt hat, diese hat einen ganzen Stamm gewonnen.

„Der Monsun."

Von

Johannes V. Jensen.

Elof Manson stammte aus Westgötland und war Cowboy in Texas. Die Kameraden hatten ihm den Namen „der Monsun" (the Monsoon) gegeben, der wahrscheinlich ursprünglich von seinem richtigen Namen abgeleitet worden war, vielleicht von einem Kollegen, der Seemann gewesen sein mochte oder witzig sein wollte oder nicht wußte, was er eigentlich sagte. Aber der Name paßte zu dem Manne.

Als junger Mensch war Manson wie so viele andere tausend „Schweden" über das Meer gezogen, um wieder nach Hause zurückzukehren. Das war seine ausdrückliche Absicht, jedoch mit der Hinzufügung, daß er, der arm wie ein Mensch aus der Steinzeit hinauszog, sobald als möglich wieder nach seinem Dorfe zurückkehren wollte, beladen mit allen Schätzen Kaliforniens. Es ging ihm wie den anderen, er wurde ganz genau das, was man in Amerika mit etwas gemischtem Respekt einen **Swede** nennt, ein ausgezeichneter Arbeiter, aber unbeständig. Er hatte schon alles versucht, als er schließlich bei dem Beruf

des Cowboys anlangte, der in seiner ganzen Abenteuerlichkeit seinem Geschmacke so ganz entsprach.

Von dem langen, sommersprossigen Bauernjungen, dem die Handgelenke aus den Ärmeln stachen, der mit seinem Bündel an Bord eines Auswandererschiffes taumelte, linkisch fast bis zur Bewußtlosigkeit und stumm wie ein Opferlamm, war keine Spur zurückgeblieben; „der Monsun“ war ein Cowboy wie jeder andere, hurtig, brüllend, blitzschnell, gewaltsam; das stählende Leben in der Ebene, die sich hundert Meilen nach allen Seiten hin erstreckt, hatte seine körperlichen Kräfte und seine Sinne zur äußersten Leistungsfähigkeit entwickelt. Es ist unmöglich, eine Vorstellung von seiner Abhärtung und zugleich von der körperlichen Verfeinerung zu geben, von dem Spürgenie, das er bei seiner Arbeit mit dem halbwilden Vieh — immer unter offenem Himmel — bewährte; man muß einen Cowboy in seinem Berufe gesehen haben, um zu wissen, wie weit ein praktischer Sport getrieben werden kann. „Der Monsun“, der ungefähr zwanzig Jahre in Amerika gewesen, im übrigen aber ohne Alter war, sah aus wie ein mit Muskeln überzogenes Skelett; er wog keine zweihundert Pfund und konnte einen Ochsen umwerfen. An der Hüfte hing sein Revolver, aber er hatte keine Verwendung für ihn; kein Mann in Amerika, so glänzend er auch ausgerüstet, so hochmütig er sein mochte, kam auf den Gedanken, dem sehnigen und resoluten Schweden zunahe zu kommen. So hatte also der Monsun alles erreicht, was ein Knecht in Amerika oder sonstwo in der Welt erreichen kann. Aber er war und blieb derselbe wie damals, als er auswanderte. Jeden Tag bereitete er sich zur Reise vor, er wollte nach Schweden zurück, sagte er, sobald er das Vermögen verdient hätte, das ihm in der Luft zu liegen schien.

„Der Monsun“ spielte. Er war als „Gambler“ in allen Schenken von Galveston bis zu Kansas City bekannt, und er war geschätzt, weil er immer mit der Regelmäßigkeit einer ablaufenden Sanduhr verlor. Er verdiente viel, fleißig wie er war. Längst war er Vordermann mit dem höchsten Lohne, und verdiente monatlich ebenso viel, wie ein Hof in Schweden das ganze Jahr einbringt, und in der ganzen Zeit, während der „der Monsun“ mit dem Vieh draußen in der Ebene blieb, manchmal Wochen, manchmal ein ganzes Vierteljahr lang, verbrauchte er keinen Cent. Wenn er aber dann wieder in einen bewohnten Ort kam, wo es nur so viel von einem „Saloon“ gab, daß vier Leute um ein Spiritusfaß zusammensitzen und Poker spielen konnten, ja dann blies „der Monsun“ zum Orkan auf. Die Zivilisation, selbst in der primitivsten Form, entzündete bei dem starken Schweden ein rasendes Fieber, bei dem er sich jedoch gar nicht amüsierte, sondern nur verbrannte. Zuerst zechte er unter kaltem Heulen, warf unwirsch mit dem Gelde und der Gastfreundschaft nach allen Seiten um sich, und in diesem Stadium erinnerte er an einen dornigen späten Kaktus, der an Dürre gewohnt ist und endlich einmal eine wilde Blume ohne Duft treibt. Wenn er aber dann genügend angeregt worden war, überfiel ihn das Heimweh wie eine wahnwitzige Eingebung — j e t z t , j e t z t sollte es sein, die Sehnsucht nach der Heimat machte ihn wild — 'raus mit den Karten, d a m n y o u r e y e s ! Ein paar

Stunden später war der Schwede sein Geld los und konnte hinausreiten, um sich einige Monate in der Gesellschaft seiner Kühe wieder abzukühlen.

Er nahm die Sache jedesmal mit Fassung hin, sah ohne Widerrede seine Barschaft in die Taschen anderer hinüberwandern. Die einzige Veränderung, die mit ihm vorging, wenn er verlor, war, daß er allmählich nüchtern wurde, wie viel er auch vorher getrunken haben mochte. Wenn er fertig war, seufzte er und blickte mit traurigen, blöden Augen um sich, und dann sah er wieder aus wie der Bauernjunge aus Schweden, aber an einem wunden Zuge um den Mund sah man, daß er im Begriff war, ein alter Mann zu werden. Es geschah auch, daß er nach solch einem unglücklichen Spiele zu weinen begann. Die Kameraden faßten dies nicht falsch auf. Sie kannten ihn als einen Mann, der nie vergnügt war; er lachte niemals, und deshalb mußte er andere Gründe haben, als den Verlust des Vierteljahrslohnes, wenn er sich grämte. Das verlorene Geld war auch nicht der Grund seiner Tränen, der Monsun weinte bei dem Gedanken an Westgötland, das so nahe gewesen und wieder hoffnungslos verschwunden war.

Im Grunde genommen war das Schicksal des Monsuns nicht wesentlich anders als das anderer Cowboys und Schweden, für welche das Dasein sich malerisch und sinnlos gestaltet; aber einmal passierte ihm doch etwas Besonderes, das ihn über das Niveau emporhob und in häßlicher Weise die Absicht der Natur mit ihm zeigte. Das war, als er den Bisonstier einfing.

Einige Hirten, die Streifzüge nach fortgelaufenem Vieh unternommen hatten, kamen aus einer abseits gelegenen und wilden Felsengegend hoch oben bei Rocky Mountains zurück und berichteten, einen mächtig großen, alten Bisonstier gesehen zu haben, der ganz allein oben in den Bergen umherging. Nun ist der Büffel in ganz Amerika, mit Ausnahme einer kleinen Schar im Yellowstone Park, ausgestorben, und es erregte deshalb Aufsehen, wenn ein alter Stier, vermutlich der letzte einer versprengten Herde, noch frei umherging, wie in den alten, großen Indianerzeiten. Die Cowboys sprachen auf den Stationen davon, und von dort gelangte das Gerücht in die Zeitungen, und bald hieß es, ein reicher Mann in Kansas City hätte 5000 Dollars demjenigen geboten, der das Tier lebendig nach der Stadt brächte. Das war viel Geld. Die Kuhhirten, Jäger und Leute, die sonst bloß den gewöhnlichsten Verstand hatten, lachten höhnisch, wenn sie in der Schenke standen und das Gerede auf den Stier kam — wollte der Millionär dort oben in K. C. sie zum Narren halten? Hinauf zu wandern und den Stier schießen, das wäre an und für sich eine Arbeit, und den Körper herunterzuschaffen — unmöglich. Aber den Stier lebendig zu holen — blödsinniger Gedanke eines Stadtmenschen!

„Der Monsun" holte sich ihn.

Sobald der Schwede von dem Angebot des Millionärs erfahren hatte, schlug der Gedanke in ihm Wurzel, hier sei seine Chance; mit einem Schlage bares Geld, der gerade Weg nach Schweden! Und nachdem er sich volle Sicherheit über die Echtheit des Angebots verschafft hatte, nahm der Monsun Urlaub von seinem Ranch und begab sich ganz

allein in die Berge hinauf. Die Expedition dauerte mit der Hinreise und dem Einfangen des Stieres im ganzen einen Monat, und während dieser Zeit litt er mehr an Entbehrungen und Überanstrengung, als sich beschreiben läßt; vielleicht war er der einzige Mensch, der mittels seiner Körperkraft und Halsstarrigkeit imstande war, das durchzuführen. Man hatte fast sowohl den Stier als ihn vergessen, als er eines Tages an einer Station in der Nähe von Fort North anlangte, mager wie eine Egge und vor Strapazen und Mangel an Schlaf fast sinnlos. Er mietete einen Wagen und Mannschaft, um den Stier zu holen, der einige Meilen von der Station gebunden lag. Wie in aller Welt mochte das zugegangen sein?

Ja die Einzelheiten der Geschichte wurden niemals recht aufgeklärt, denn der Monsun war kein Mann von vielen Worten, und war er einmal gezwungen, etwas zu erzählen, dann tat er es mit einer Knappheit, die ihm selbst erschöpfend erschien, z. B. in diesem Falle mit dem Stier, war, was er erklärte, daß er also, wie man ja sehe, das Biest eingefangen hätte. I got him. Das war seine ganze Erklärung. Aber die anderen Hirten, die Kenner, die konnten die Tat ermessen, sie starrten kopfschüttelnd den Schweden an, ohne viel mehr zu äußern als die tiefen Laute, die von selbst aus dem Halse gestoßen werden, wenn man im Innersten ergriffen etwas Außerordentliches angafft.

Was „den Monsun“ betrifft, so hatte er nur die 5000 Dollars mit Westgötland im Hintergrunde als eine Vision gesehen, die ihn vor Energie rasend machte, und jetzt, als er den Stier hatte, dachte er auch an nichts weiter.

Aber man kann ja schließlich versuchen, sich in die Einzelheiten der herkulischen Tat des Schweden hineinzudenken. Zuerst hatte er den Stier aufgesucht, und das war kein Ferienausflug. Selbst nach einer sorgfältigen Erklärung der Hirten, die den Stier gesehen hatten, war es ebenso schwierig, ihn zu finden, wie es gewesen wäre, ein Taschenmesser in einem Heuschober aufzusuchen. Nachdem er die Fährte gefunden hatte, warf er ihm den Lasso um die Hörner und stand jetzt der unmöglichen Aufgabe gegenüber, dies gigantische, wilde Tier viele Tagereisen aus den Bergen zur nächsten Station hinunterleiten zu müssen. Es war kein Vieh, mit dem er es zu tun hatte, das, wenn auch halbwild, doch den Lasso kennt und davor Respekt hat, und das trotzdem sowohl dem Hirten als dem Pferde die Sache schwer genug machen kann; es war vielmehr ein alter, wütender Büffelochse, der niemals die Nähe eines Menschen oder irgendeinen Eingriff in sein Selbstbestimmungsrecht gespürt hatte, es war der König der Ochsen, dem er den Strick anbot und befahl, ihm auf seinem Wege zu folgen. Es war Seine Majestät der große Büffel, auf dessen Rücken die Kraft von zehntausend Generationen sich in einem Buckel aufgetürmt hat, so daß er wahrhaftig sich selbst an Größe übertrifft. Er war es, mit dem der Schwede mit Hilfe eines unzerreißbaren Taues zwischen den Hörnern des Stieres und dem Sattelknopfe eine gewisse spannende Verbindung zustandebrachte. Es war ein zähes Pferd, das der Schwede ritt, ein geprüfter Gaul, aus Sehnen und Feuerstein gemacht, und diese beiden begannen also den großen Einsamen zu belästigen. Man denke sich, wie der gewaltige Stier sich drohend vor den Reiter stellt und mit dem Maul an der Erde das schußähnliche Schnauben durch

die Nase pustet, womit er ankündigt: gleich geht es los. Und dann beginnt der Zweikampf. Bald sucht König Buffalo in gekränkter Majestät in donnerndem Galopp und mit einem Gebrüll, das wie Bombenschläge klingt, Mann und Pferd nahe zu kommen, bald ist es der wütende Mustang, der mit den Hufen die Erde zu beißen scheint, und der stumme Reiter, der den Stier verfolgt, ihn jagt oder mit den schneidenden Stricken zieht — auf keiner Seite wird Pardon gegeben, aber wie es auch zugeht, der unermüdliche Teufel auf dem Pferderücken versteht immer den Büffel in die Richtung zu bringen, wo er ihn haben will. Es vergehen Tage und Nächte und Gott weiß wie viele Meilen, wo der Büffel in mörderischer Einfalt glaubt, den Reiter, indem er ihm immer auf den Fersen bleibt, aus seinem Reiche zu jagen, während der Mann auf dem Pferde vor ihm nur darauf achtet, so schnell zu reiten, daß er den Lasso einigermaßen straff hält, und währenddessen nähern sie sich in gerader Linie den bewohnten Gegenden, wohin er den Stier bringen will. Dann wieder wenn der Stier seine königliche Unkränkbarkeit beiseite zu legen geruht und nur wie ein gequältes und verzweifeltes Tier durch die Flucht die Entfernung zwischen sich und dem Quälgeist zu vergrößern sucht, richtet es der Reiter auch so ein, daß die Flucht den Büffel, anstatt ihn in den Schutz der Urnatur zu bringen, direkt der Zivilisation und Gefangenschaft entgegenführt. Des Nachts läßt er dem Büffel die Freiheit, das heißt, mit einem schweren Steine über der Leine, die um die Vorderbeine des Tieres gebunden ist, während er selbst auf der Erde in eine Decke gehüllt am Feuer schläft, wo er den ewigen Speck mit Bohnen geröstet hat, und der Mustang mit bösem Grinsen im Dunkel Dornenbüsche frißt. Tags darauf geht es weiter. Erneutes Scheingefecht. Neue majestätische Mordversuche von seiten des Büffels, und ein neuer Rückzug des Reiters über Hals und Kopf, der ihn wieder einige Meilen dem Ziele näher bringt. Dann bricht der Lasso, und der Stier macht sich auf und davon, galoppiert getröstet heimwärts und der Reiter muß tagelang nach, bis er den Zauberkreis, den seine Kraft und Schnelligkeit um ihn legt, gebrochen, und ihm den Strick wieder angelegt hat. Und nun heißt es, das Verlorene wieder einholen. Und weiter. Und der Vorrat am Essen wird immer geringer, so daß er sich einschränken muß, oft hat er kein Trinkwasser, des Nachts friert er, und das Pferd wird schwächer, trotzdem es fast aussieht, als wäre es das unsterbliche Höllenpferd selbst mit Flammen aus dem Halse und mit Knöcheln, aus denen Feuer schlägt — ja, und endlich kommt wirklich der Tag, an dem er die Station sehen kann! Es kommt ihm vor, als seien Jahrhunderte vergangen, seit er hinauszog und die Jagd begann, und so ist es auch, denn er hat den ganzen Weg zurückgelegt, auf den der Mensch nach seinem siegreichen Kampfe gegen das Tier und die Natur zurückblicken kann!

Aber der Büffelstier sah auch die Station! Und in diesem Zeitpunkt sagte er Halt. Nicht weiter — nein, jetzt mochte der Reiter selber sehen, wie er weiter kam. „Der Monsun" quälte sich einen ganzen Tag mit ihm herum, aber er ließ sich weder dazu treiben noch locken. Dann band ihn der Schwede, ritt in einem letzten teutonischen Wüten, einem unbändigen Hasse über die Mühe, die seine Wildheit und Stupidität ihn gekostet hatte, um

ihn herum, und spann ihn so vollständig in seinen Lederriemen ein, daß er umfiel und sich nicht von der Stelle zu rühren vermochte. Und dann auf und davon, um ein Fuhrwerk und Leute zu holen.

Sie mußten auf der Stelle einen Kran bauen, um das gebundene mächtige Tier auf den Blockwagen hinaufzubringen.

Und als sie dann spät am Abend mit dem Stier auf der Station ankamen, von wo sie mit dem Zuge weiter mußten, ging ein Mann mit einer Blendlaterne hinaus, um den Stier zu sehen, und im selben Augenblick, als das Licht dem Tier in die Augen fiel, streckte er sich mit einer ungeheuren, krampfhaften Anspannung, sprengte die Fessel — und war tot.

War das nicht eigentlich sonderbar?

Aber in dem Augenblick lachte der Schwede. Zum ersten Male sah ihn jemand lachen. Und seitdem, jedesmal wenn er die Geschichte wieder erzählte, die in seinem Munde sehr kurz wurde — I got him, and — then he died — lachte er reichlich, und dabei zitterten seine Glieder wie bei einem alten Manne. Er sah Westgötland niemals wieder.

Griselda.

Von

Josef Adolf Bondy.

„Griselda". — Lucus a non lucendo. — Man denke sich ein „Susanna"-Drama: Jojakims Eheweib eine Dirne, die Ältesten wackere, sittenstrenge Herren, Susannas Verteidiger Daniel ein feiger Wüstling. Ein Dichter könnte auch das mit wunderreichem Leben füllen, aber was hat das noch mit der Historie von der schönen Babylonierin zu schaffen? Nicht viel besser ist es der demutvollen Griseldis-Legende unter den knetenden Händen Gerhart Hauptmanns ergangen.*) Als ein Grübler und Rationalist zugleich ist er über sie gekommen, hat ihre kindliche Simplizität kompliziert und die Gestalten um- und umgewandelt.

Das wäre sein gutes Recht. Mit allem, was überliefert ist, kann der Dichter nach Belieben schalten. Nur darf nach der Metamorphose nicht wie hier mühselige Flickarbeit die verräterischen Nähte weisen, eine neue und ganze Schöpfung muß erstrahlen. Bediademte Namen wie Griselda, die die Weltliteratur prangend durch die Jahrhunderte trägt, sind gefährlich. Ganz bestimmte Assoziationen, die von ihnen kaum mehr loszureißen sind, halten sie umklammert.

*) Die Buchausgabe seines Dramas „Griselda" ist bei S. Fischer in Berlin erschienen.

Griselda-Griseldis, das ist der Ausbund weiblicher Unterwürfigkeit unter die wollüstige Tyrannei des Mannes. „Die geduldig und gehorsam Markgrefin", so fand sie Hans Sachs bei Boccaccio, so lebt sie bei Petrarca, so schreitet sie mit fromm gesenkten Wimpern durch das deutsche Volksbuch. Diese Sage ist die kühnste und naivste Verkuppelung des Sadismus mit dem Masochismus. Die wildeste Peinigung, die je ein Mann seinem Weibe ersann, ist dieses berechnete Blutigpeitschen ihres Muttergefühls, der zweifache nutzlose, heuchlerische Raub der kaum entwöhnten Kinder.

Und daneben das hündische Dulden des Weibes ohne Klage und ohne Frage, das märtyrerhafte Hinunterschlucken aller Tränen, und zum Schluß noch die Erniedrigung vor der eigenen Tochter, die sie für die neue Braut des Geliebten halten muß, während er den Triumph auskostet, nun auch ihren letzten weiblichen Stolz zermürbt zu haben. Die Jahrhunderte, die von den schwülsten Geheimnissen der Gattungstriebe nichts ahnten, empörten sich nicht gegen die Gelüste des Grafen, und begnügten sich mit der Erklärung, er habe nur die Treue der sehnsüchtig geliebten Frau erproben wollen. Und sie, die schweigend das Unerträgliche trug und noch die Hände küßte, die sie so grausam geißelten, ward als die Krone aller Frauen gepriesen.

Uns dürfte heute kein Dichter mehr zumuten, Zeugen dieser wahnsinnigen Höllenmarter einer Mutter zu sein. Der Schrei, den das vom eigenen Gatten zur Niobe gemachte Weib unterdrückt, würde im Herzen jedes Zuhörers mit wilder Kraft aufflammen. Das fühlte schon der weichliche Wiener Friedrich Halm. Er läßt seine romantische Köhlerprinzessin, sobald sie vernommen hat, daß all ihre furchtbaren Heimsuchungen nur eine Laune ihres Gemahls waren, aus dem Qualm seiner sentimentalen Jamben stolzen Haupts wieder in die Dunkelheit zurückkehren, aus der sie Ritter Percival emporgehoben hatte. Immerhin war auch seine Griseldis „geduldig und gehorsam" bis zum letzten Augenblick.

* * *

Nun erbt den demütigen Namen die strotzende Bauerndirne Gerhart Hauptmanns, die den zudringlichen Liebhaber zum Hofe hinausprügelt, ihm einen Wassereimer über den Kopf gießt und sich Kußräuber mit einem Schlächtermesser vom Leibe hält. Eine erfrischend kühne Variation! Man atmet in freier Bergnatur auf und ist der drückenden Luft der alten Legende, ihrer sklavischen Hörigkeit, ihrer nonnenhaft stummen Duldung entronnen. Die ersten Szenen hat der schlesische Bauernmaler gleich mit den saftvollsten Farben hingepinselt. Auf dem kleinen, vom früchteschweren Apfelbaum überschatteten Gehöft der Eltern Griseldas ist alles lebendig, am lebendigsten die blonde Magd selbst, die mit ihren kräftigen Gliedern das schwere Tagewerk zwingt. Ihre Worte sind manchmal von scharfem Stallgeruch umwittert,

aber sie schlagen immer ein, und die Neugier regt sich, wie Markgraf Ulrich dieses trotzige, wehrhafte Mädchen seinen wunderlichen Launen dauernd unterjochen will, nachdem seine Manneskraft sie beim ersten Raufen stöhnend überrumpelt hat.

Zwei Vollblutnaturen sind — so scheint es — aneinandergeraten. Doch von diesem Irrtum gilt es schnell Abschied zu nehmen. Die Gefahr der Namen beginnt zu wirken. Hauptmann hat nicht den Mut und nicht die Kraft, auf den starken Pfählen, die er selbst eingerammt hat, weiterzubauen. Die Gespenster der alten, schlichten Sage suchen ihn heim, das Unvereinbare strebt zusammen. Es geht ihm wie jenem Sohn des Brahmanen, der in jäher Angst den Kopf der edlen Mutter mit dem fremden Rumpf vereinigt hat und ein unheimliches Zwitterwesen emporwachsen sieht. Der derbe Strunk dieses Bauernmädchens verwächst rätselhaft mit dem Haupt der sanften Dulderin aus der Legende. Und eine seltsame Verwirrung entsteht. Dasselbe Weib, das den girrenden Junker mit den sanften Worten anfährt: „Pack dich, du bist ein Schweinehund!“ und nach ihrer Vergewaltigung hinter ihm herdroht: „Wenn ich den Schubiack und Schurken je wieder treffe, werde ich ihm mit diesem Kälbermesser die Gurgel durchschneiden“; dasselbe Weib flötet in der — übrigens von holdem Märchenglanz übersonnten — Hochzeitsszene: „Hat denn die Welt all ihre Güte bisher nur versteckt gehalten? Damit gekargt? Um sie plötzlich lachend und flutweise auszuschütten? Wenn ich in mich sehe, weiß ich nicht, wer ich bin! Wenn ich um mich sehe, noch minder.“ Aus noch fremderem Munde kommen später die Ibsenworte: „Er hat mich in meinem Kinde zertreten“ oder die Erkenntnis: „Ich hatte vergessen, was ich besitze, und lebte dafür in erlogner Schwäche von Gnadenbrot.“ Dieser Mutter konnte der Dichter nicht wie die Sage das Recht weigern, das unser Gefühl gebieterisch fordert. Das Recht, nach dem geraubten Kinde zu fragen. Es ist nur verwunderlich, mit wie geringer Leidenschaftlichkeit sie es braucht, und daß diese bärenstarke Frau nichts unternimmt, um ihres Leibes Frucht den Räubern wieder zu entreißen.

Aus noch mehr Körpern und Seelen ist Ulrich zusammengeschweißt, und noch heilloser wird hier das Durcheinander. Hauptmann hat für die unmenschliche Härte des Markgrafen der Sage nach einer innerlichsten, menschlichsten Deutung gefahndet. Und ein ureigenes Erlebnis mag ihm diese Spur gewiesen haben, die ihn freilich in die Irre geleitet hat. Der Graf ist hier hart aus Weichheit, grausam aus eifersüchtigster Liebe, deren Besitzgier so überreizt ist, daß sie dem Säugling das Blut nicht gönnt, das er den Brüsten der Frau entsaugt. Derselbe Junker, der sein Herrenrecht wie schon oft vorher so roh von der widerstrebenden Magd eingefordert und erpreßt hat, zittert in neurasthenischen Krämpfen, wenn sich in der Schwangeren die selbstverständliche Zärtlichkeit für das Ungeborene regt. Und in der schwersten Stunde der Wehen kämpfen in dem zügellosen Mann wahnsinnige Angst um das Leben der Kreißenden mit rachsüchtiger Mordlust gegen den Säugling, der ihm ihren Alleinbesitz streitig

macht. „Wo ist mein Kind?“ ruft die von dem Wochenbett Genesene, und diese eine Frage hetzt den Eifersuchtstollen zurück in die Wildnis, in die er sich vor seiner Ehe oft genug verkrochen hatte und die ihn damals reif machte, nach den Umarmungen der rüden Magd zu begehren. Bis zur äußersten Unnatur hat Hauptmann diese in jedem Männerherz sekundenlang aufzuckende Eifersucht gegen das neue Dritte hypostasiert und jedes auch in der unschuldvoll-grausamen Sage noch geachtete Vatergefühl verbannt.

Bliebe dieser Wahnwitz siegreich, dann wäre wenigstens an Stelle der halbverborgenen, aus kranken Abgründen erwachsenen Tragik der Legende eine neue Tragik erstanden, die den verwirrten Mann immer weiter von der Liebe des Weibes entfernt, je zorniger er den armen, kleinen Nebenbuhler verfolgt. Aber auch zu dieser rücksichtslosen Beharrlichkeit hat der Dichter nicht den Mut. Noch einmal knickt er dem wilden Junker das Rückgrat in der unvermittelt aufgepfropften Schlußszene, die ihn jäh zur Liebe seines Kindes bekehrt. Und selbst auf das Hereinzittern sadistischer Lüste, wie sie die Legende unbewußt mit logischer Klarheit zur Triebfeder aller Ereignisse macht, mag Hauptmann nicht verzichten. Sein sinnlich-übersinnlicher Freier läßt die Geliebten gern über Zäune mit schneidenden Scherben klettern und spürt plötzlich Anwandlungen, die Magd an den Zügeln ihrer goldenen Zöpfe übers Feld zu jagen und seine Peitsche auf sie niedersausen zu lassen. So aufdringlich sich auch der Arzt als Charakter-Orakel müht, diese Vielheit aus einer Wurzel zu deuten, sie will sich zu keiner Einheit zusammenschließen, und so beginnen die Mauern dieser Dichtung sich zu neigen.

Daß zarte dichterische Schönheiten in dem geborstenen Bau sprießen, wird dem mühseligen Bildner nur ein geringer Trost sein, da er nun wieder und wieder erfahren muß, daß er über sein sprödes, zerquältes Ich nicht hinausfliegen kann und daß er abermals an einen Stoff geraten ist, der stärker ist als die flügelwunde Kraft seiner Gedanken. Das Beste, was die Darsteller diesem Szenenreigen geben konnten, den klaren Klang der Rede, um diese oft so charaktervolle Prosa tönend zu machen, blieben sie ihm alle mit Ausnahme der Else Lehmann schuldig. Sie trug auf den stämmigen Schultern ihres immer wachen Volksinstinkts die ganze Wirkung dieses Dramas und schuf in der Tat die Gudrungestalt mit der Korngarbe im Nacken, wie sie der Dichter nicht leuchtender erschaut haben kann. Die letzte Versöhnung der beiden heftigen Naturen, die über die Klüfte so vieler Widersprüche wieder einander zueilen, konnte auch sie nicht mit dem Siegel der Notwendigkeit bekräftigen. Bassermann gab es schließlich auf, die flackernde Gestalt des Grafen in feste Linien zu zwingen und ließ die Rede endlich in dunklem, leidenschaftlichem Gestammel ertrinken. Die andern, die von Dichters Ungnaden nur ein dürftiges Marionettendasein fristen, ließen die fahlen Farben ganz erblassen. Und der tosende Beifallslärm? Viele willige Hände, aber kaum eine Herzkammer, die in Gluten gezuckt hätte.

Die Neustädter Kirchenburg.

Das deutsche Dorf in Siebenbürgen.

Von

Fred Fakler (Kronstadt).

Stundenlang fährt man mit der Eisenbahn durch Ungarn, Ebene weit und breit, kahl, grau, hie und da ein „Wald“ von Besenstöcken mit einem Büschel Laub darauf, dann durch Siebenbürgen, Gebirgsland, rauh, unwirtlich, sieht überall dieselben menschlichen Niederlassungen: ein regelloser Haufen von Lehmhütten mit zerzausten Strohdächern um ein, sozusagen, mageres Kirchlein; trifft überall dieselben absonderlichen armseligen Menschen, die eine exotische Sprache reden. Man weiß es, und die Vorstellung verstärkt noch den sarmatischen Eindruck, man ist unter den europäischen Asiaten; in Siebenbürgen nehmen dann die Walachen überhand — sie nennen sich heute Romänen und fühlen sich als Nachkommen der Römer — und die absonderliche Armseligkeit beginnt peinlich zu wirken.

Plötzlich sieht man mitten in grünen und gelben Getreidestreifen und schwarzem, geackertem Boden ein stattliches Dorf: breite Straßen, steinerne Häuser, eine mächtige Kirche, wie die Henne zwischen den Küchlein, ringsherum Obst-, Gemüse- und Blumengärten mit rechtwinkligen Zäunen und ordentlichen Türen aus Brettern, an den Berg-

lehnen Wein- und Hopfengärten. Man traut seinen Augen nicht; das ist ja wie in Thüringen oder im Elsaß. Und da steigen neue Leute ein, hohe, kräftige Gestalten, im übrigen aber nicht von rein germanischem Typus, sondern mit romanischem Einschlag, peinlich sauber und schlicht gekleidet, hohe Stiefel, dunkelblauer Rock und ebensolche Hosen, weißes Leinenhemd und breiter Ledergürtel, schmalkrämpiger Filzhut; die jüngern haben Schnurrbart, die ältern sind glattrasiert, alle von ruhigem, selbstsicherm Wesen. „Mir fuere ke Harmestadt" hört man sie reden; „Fuert er uch mat?" Dieselben Worte mit derselben Aussprache kann man auch von den Landleuten in Luxemburg oder in der nördlichen Rheinprovinz hören. Spricht man dann mit diesen siebenbürgischen Bauern, so vernimmt man ein auffallend gutes Hochdeutsch, sowohl was Aussprache als auch Satzbau anlangt. Und man fühlt sich nicht mehr in einem europäischen Asien oder auf dem Balkan; man ist wie daheim, hier in dem „Brackwasser der Kultur", in dem Engpaß zweier Welten, des Abend- und des Morgenlandes!

Als die Magyaren um das Jahr Tausend Ungarn besetzten, war Siebenbürgen sehr dünn bevölkert, wahrscheinlich von Walachen, ganz und gar unkultiviert und den steten Einfällen der Kumanen und Petschenegen aus der Walachei wehrlos preisgegeben. Die ungarischen Könige, die Siebenbürgen aus strategischen Gründen halten mußten, riefen deutsche Kolonisten ins Land, „zum Schutze der Krone", wie es in dem Siegel der Hermannstädter Provinz hieß, und zur Kultivierung der verwilderten Öde, wie die zahlreichen Handels- und Gewerbeprivilegien bezeugen. Die Einwanderung dauerte zwei Menschenalter. Der letzte und wohl größte Zug war der des Deutschen Ritterordens in das Burzenland, die Gegend um Kronstadt. Hier legten die Ritter die Marienburg als ihren Hauptort an; sie wurden aber vom König Andreas II. bald wieder vertrieben, da sie sich souveräne Rechte anzueignen suchten. Um nun die Ansiedler für immer vor der feudalen Gewalt zu bewahren und ihr Interesse noch inniger mit dem der Krone zu verknüpfen, erteilte ihnen Andreas II. im Jahre 1224 den Goldenen Freibrief, der sie alle, „das gesamte Volk von Broos bis Draas", als einen Stand, die „sächsische Nation" erklärte, untereinander gleich und gleich den andern Ständen des Landes, dem magyarischen und dem seklerischen Adel. Ihr Boden hieß Königsboden, war unteilbar, und seine Bewohner waren frei, also adlig, wie Magnaten und Geistliche, und keiner unter ihnen, selbst der Komes nicht, durfte Sonderrechte genießen.

Die deutsche Kultur Siebenbürgens offenbart sich am augenscheinlichsten auf dem Lande. Seit jeher war der Bauernstand der kräftigste und entwicklungsfähigste Stand des Sachsentums, zuzeiten geradezu seine einzige Stütze und Quelle in einem. Auch heute, wo sich das Gewerbe im Kampf mit der westeuropäischen Großindustrie — früher versorgte das sächsische Gewerbe halb Rumänien — nur mühselig behauptet und nur hie und da selbst die Entwicklung zur Großindustrie findet, ist der Bauernstand die tragfähigste Stütze des Sachsentums, und zwar nicht nur der Zahl nach (zwei Drittel von etwas über zweihunderttausend Seelen). Von vornherein ein äußerst tüchtiger Menschenschlag,

ist er durch die stete Sorge der Besten der Nation immer wieder weitergebildet und angeeifert worden, und so repräsentiert sich heute der sächsische Bauer als ein durchaus sicher und selbstbewußt im Leben stehender Mann, der sich seiner überlegenen, fast aristokratischen Stellung gegenüber den andern Mitbewohnern des Landes bewußt ist; aber auch dessen, daß dies nicht ein politisches Vorrecht ist, denn die magyarische Regierung protegiert ihn nicht, wie seinerzeit die ungarischen Könige, sondern ein Recht seiner überlegenen Kultur, die nur in Arbeit und Sittlichkeit wurzelt.

Hochzeitstanz nach der Trauung.

Der Boden, den die Sachsen im Besitze haben, ist nur zum kleinen Teil erstklassig; was aber an Qualität abgeht, ersetzt Technik und Arbeit. Der Besitz ist nicht groß, es gibt nur Mittel- und Kleinbauern, und so mancher Hof gerät durch Mißwachs und schlechte Wirtschaft in Verfall; diesen Verlusten steht wieder die Organisation des Sachsentums gegenüber, die ganz wunderbar ausgebildet ist und jeden einzelnen verantwortlich macht für das Ganze und dieses hinwiederum einsetzt für jeden einzelnen. Dresch- und Häckselmaschinen, Schrot- und Putzmühlen, Getreide- und Grasmäher und vielerlei andere Maschinen des modernen Ackerbaues, Grünbrache, Kommassation, Stoppelschälarbeit,

Herbsttiefackerung, Klee-, Zuckerrüben- und anderlei Futterbau, Fleckvieh statt dem minderwertigen ungarischen weißen Rind, York- und Berkshire-Schweine, Plymouth- und Langchan-Hühner, belgische Riesen- und Silberkaninchen, Kaltblutpferde- und Büffelzucht, dann Raiffeisenvereine, Molkereigenossenschaften, Versicherungs-, Kaufs- und Verkaufsgenossenschaften, ländliche Vorschußvereine, Helferämter, nationale Sparkassen und Verkehrsbanken für Bodenkredit und Kolonisation in den Städten, Landwirtschaftsschulen, Wanderlehrer, Bibliotheken, Fachzeitungen — das alles sind bei den Magyaren oder Romänen mehr oder weniger unbekannte Dinge; bei den Sachsen heute so selbstverständlich, wie daß jeder lesen und schreiben kann.

Das Um und Auf der völkischen Existenz des Sachsentums ist seine Organisation. Diese hat zwei Zentren, das berufliche, gesellschaftliche Leben, und das kirchliche, geistige; beide sind im letzten Grunde politisch: deutschnational. So ist auch für den sächsischen Bauernstand der „Landwirtschaftliche Verein" der eine „Fels", womit er steht und fällt auch in nationaler Beziehung. Dieser Verein konzentriert in seiner Bodenkreditanstalt in Hermannstadt, eines der größten Geldinstitute Ungarns, und in seiner, selbstverständlich deutschen Zeitung, der größten Fachzeitung Ungarns, den gesamten wirtschaftlichen und fachkundlichen Verkehr des sächsischen Bauernstandes.

Nicht nur ebenbürtig, sondern in gewissem Sinne als Kulminationspunkt steht jedoch in der Volksorganisation die evangelische Kirche als der rocher de bronze da, um den sich alles ordnet, wie schon das äußere Dorfbild andeutet. Bei der Beurteilung der siebenbürgisch-sächsischen Kirche müssen die üblichen Vorstellungen von Kirchenregiment außer acht gelassen werden, sie sind einzigartig in der Welt. Um die Kirche sind meterdicke Ringmauern mit Türmen und Basteien aufgeführt. Es sind die in der Baugeschichte berühmten sächsischen Kirchenburgen. Da die Mittel zur Befestigung des ganzen Ortes nicht reichten, wurde alle Kraft und alle Sorge auf das eine Haus, das Gottes, verwandt. Und so legten sie inmitten der Kirchenringmauern die Fruchtkammern, die Schule an, bauten Räume aus zur Aufnahme der Frauen und Kinder, wenn der Feind heranzog, und die waffengeübten Bauern die Türme und die Basteien besetzten. So manche dieser Kirchenburgen ist vergebens belagert und berannt worden!

Die Organisation der Kirche ist, wie seinerzeit die politische, deren Stelle sie heut vertritt, demokratisch bis in die letzten Konsequenzen. Vor allem ist Kirche und Schule eins. Dadurch, daß jeder Pfarrer vorher Lehrer sein muß, wird der Zusammenhang der Geistlichkeit mit dem Volke stets gewahrt, und die Bildung einer Hierarchie ist ausgeschlossen.

Namentlich der sächsische Bauer ist in bezug auf sein inneres Freitum außerordentlich kritisch. Es ist ihm zwar selbstverständlich, daß der Pfarrer der Führer der Gemeinde ist, deren Haupt; aber ebenso selbstverständlich ist's ihm, daß dieses Haupt auf seinen Schultern sitzt. Ein Pfaffe ist einfach unmöglich.

Die hervorragendste Bedeutung hat die sächsische Kirche bezüglich der Schule;

seit der Reformation, durch den Kronstädter Johannes Honterus, einen Schüler Luthers und Freund Melanchthons, galt ihr deren Erhaltung und Förderung als vornehmste Aufgabe. Der Erfolg der ausgezeichneten Schulorganisation ist der, daß die Sachsen die einzigen in Ungarn sind, die keine Analphabeten haben.

Sächsische Bauernfamilie im Sonntagsstaat.

Schon in der Schulzeit wird mit Nachdruck auf den national-kameradschaftlichen Geist in der Jugend hingewirkt. Mit dem Ende der Schulzeit, die gewöhnlich mit der Konfirmation zusammenfällt, tritt die Jugend in die Arbeit des Hofes ein. Die Jünglinge werden weiterhin in der „Brüderschaft", die Mädchen in der „Schwesterschaft", unter der Oberaufsicht des Pfarrers, sonst aber mit freigewählten Funktionären zusammen gehalten. Die verheirateten Bauern sind in Nachbarschaften geteilt; die Bäuerinnen gehören dem Frauenverein an.

In der Berufsarbeit und in der Hingabe an Schule und Kirche werden die stärksten Elemente des nationalen Zusammenschlusses ausgebildet und erhalten; schon dieses allein bewahrt die Organisation vor Verknöcherung und Unfruchtbarkeit. Jedoch auch das gesellschaftliche Leben steht unter dem nationalen Zeichen, damit unter der Führung der Kirche, und namentlich auf dem Lande ist auch hier der Pfarrer an der Spitze. Er muß nicht nur Volkswirt, Pädagoge und Prediger sein, unter anderm muß er auch gut tanzen können. Denn wenn sich bei der Hochzeit die Gesellschaft nach dem Mittagessen am Nachmittage in den Tanzsaal begibt, so führt der „Wortmann", der Leiter des ganzen Hochzeitsbrauchs, nachdem das jungvermählte Paar einmal allein getanzt hat, die junge Frau nun zunächst dem Pfarrer zu einem Rundtanz zu, während der neubackene Ehemann die Pfarrerin zum Tanze führt; und erst, wenn diese Tänze erledigt sind, geht allmählich das allgemeine Tanzen an, indem die beiden jungen Gatten ihre Verwandten zum Tanze holen, die dann auch untereinander ins Tanzen kommen. Eine große Rolle spielt bei jeder Bauernhochzeit die „Begabung". Nach der Trauung und vor dem Mahle versammelt sich die ganze Gesellschaft im Hof des Hochzeitgebers. Der Bräutigam steht an einem Tisch; die Braut an einem anderen. Und nun geht die ganze Gesellschaft einzeln zuerst am Tisch des Bräutigams, dann an dem der Braut vorbei und „gabt" entweder Geld oder dem Manne Feldgeräte, der Frau Haus- und Kücheneinrichtungsstücke. Auf diese Weise bekommt das junge Paar seine „Wirtschaft" zusammen.

Ungarische Dorfstraße.

Im allgemeinen ist der sächsische Bauer nicht besonders fabulierlustig, dazu war für ihn in früherer Zeit das Leben wohl zu schwer infolge der ewigen Kriegsnot; immerhin hat sich auch hier ein Sagenschatz ausgebildet, durchwegs im Zusammenhang mit den von der Heimat mitgenommenen Mythen, wozu dann Zusätze und Ergänzungen aus dem Magyarischen und dem Romänischen kamen. An originalen, schnurrigen Anekdoten dagegen ist das sächsische Bauernleben ziemlich reich.

Wie der sächsische Bauer in Sprache und Sitte seine rhein-fränkische Heimat bewahrt hat, so auch im Hausbau und in der Tracht. Der Typus des sächsischen Hauses ist altfränkisch: die schmale Seite mit einem Fenster in der Gassenfront, großes Dach mit kräftigem Giebel, mächtiger Torbogen mit Hoftor und Türchen. Die breite Seite des Hauses ist dem Hofe zugekehrt. Sie hat in der Mitte einen Vorbau, die „Laube", zu der eine drei- oder vierstufige Treppe emporführt, und durch die man in das Haus gelangt, zunächst in die Küche. Zu beiden Seiten der Küche liegen die Wohnzimmer. Die größern, gegen die Gasse gelegenen bewohnen die Eltern; die auf der andern Seite die Kinder, namentlich der Sohn und Erbe des Hauses, wenn er geheiratet hat und keinen eigenen Hof hat. In der innern Einrichtung der Wohnung ist leider von dem alten, eigenartigen Hausrat herzlich wenig übrig geblieben, und man findet nun auch hier die banale Dutzendware der Großindustrie, selbst die alten Lutherherde weichen vor gewöhnlichen eisernen Öfen. Noch hängen aber rings an den Wänden altsächsische Tonkrüge und uraltes Zinngeschirr, Krüge und Teller, die längst nicht mehr im Gebrauch sind.

In der Tracht wird die Tradition aufrecht erhalten. Das Hauptstück der weiblichen Festkleidung ist der goldne Gürtel, der mit Edelsteinen und kunstvollem Zierat besetzt ist. Dieses kostbare Schmuckstück ist um so merkwürdiger, als sonst die Tracht wenig kostbar ist und insbesondere den Aufputz mit Edelmetall und Steinen meidet. Die Mädchen haben beim Kirchgang auf dem Kopf einen zylinderartigen Hut ohne Krämpe aus schwarzem Samt, den „Borten", und, in den Haaren eingeflochten, hängen rückwärts breite, bunte Bänder vom Kopf herab, die von den Mädchen nach modernen Mustern selbst gestickt sind, im allgemeinen in äußerst kunstvoller Weise; die Frauen tragen ein schwarzes Spitzenhäubchen, oder haben die Haare bei besonders festlichen Gelegenheiten — zum erstenmal am Tage nach der Hochzeit, wo das junge Paar zum Pfarrer „um den Segen" bitten geht — „gebockelt", wobei die

Haare auf eigentümliche, komplizierte Art mit Schleiern bedeckt und mit den „Bockelnadeln“ — langen Nadeln mit kunstvollen goldnen Köpfen — befestigt werden, während wie bei den Mädchen breite, bunte Bänder rückwärts hängen. Typisch für die Männertracht ist der Kirchenmantel und der Kirchenpelz. Jener ist von dunkelblauem Tuch mit roter oder violetter Verschnürung an den Ärmeln und den Taschen, ist sehr lang, und wird vorne mit großen, silbernen Schließen, den „Hefteln“, geschlossen; der Kirchenpelz ist kürzer und besteht aus schneeweißem Lammfell, das schwarz verschnürt ist.

Die deutschen Ortschaften Siebenbürgens — im ganzen über zweihundertfünfzig — bilden nicht ein zusammenhängendes Sprachgebiet, sondern nur Inseln um die sächsischen Städte Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch, Mühlbach, Bistritz, Broos und Sächsisch-Reen. Rings um sie breiten sich die Romänen aus; hie und da stoßen auch magyarische Gebiete an. Im Laufe der Zeit ist viel von deutschem Territorium verloren gegangen, namentlich im Norden Siebenbürgens an die Romänen und im Nordwesten um Klausenburg, das früher auch deutsch war, an die Magyaren. Hier erlosch das Deutschtum, das sich in einem geschlossenen Gebiet von hundertvierzig Gemeinden nachweisen läßt, bis auf neunzig vollständig; in den restlichen fünfzig Ortschaften hat es auch heute noch, namentlich um Sächsisch-Reen, einen schweren Stand gegen die Romänen, die außerordentlich bedürfnislos sind und schon wegen ihres Kinderreichtums „erobern“ müssen. Fest und beinahe unangreifbar steht das Deutschtum im südlichen Siebenbürgen, dem eigentlichen Gebiet des ehemaligen Königsbodens.

Sächsischer Hof aus dem 17. Jahrhundert.

Die Einsamkeit.

Geschichte eines Primitiven.

Von

Max Brod.

(Forsetzung.)

Ein leichter Lärm kam vom Fluß herauf, aus der Ferne wie ein liebliches Gurren. Es war der Dampfer, der an der Landungsstelle anfahrend seine Schaufelräder mit Rückdampf brausender ins Wasser schlagen ließ.

„Aha, das ist Ihr Dampfer. Was haben wir für ausgezeichnete Verbindung mit Prag! Alle fünfzehn Minuten; und gleich ist man da. Es ist wirklich genau so, als wenn man zu Hause wäre, nicht wahr. Aber jetzt haben Sie höchste Zeit."

Pechgold nahm den Hut: „Jetzt werfen Sie mich also heraus und jetzt kommt die Holde. Da drinnen wartet sie wohl schon, hm." Er schnüffelt gegen die Türe des Nebenzimmers . . .

Lauch wandte sich ab, Pechgolds erotische Neigungen waren ihm zuwider und im Grunde freute er sich schon darauf, diesen Menschen mit seiner Atmosphäre unruhiger Fragereien und Intimitäten aus dem Hause zu haben. Es würde heute noch ein stiller Abend werden. Und in unentwirrbarer Mischung floß dennoch auch etwas wie Freude über das gemütliche Gespräch, das er mit ihm gehabt hatte, in seine Stimmung.

Während er ihn zum Dampfer begleitete, wurde ihm der fremde Mensch immer unsympathischer, störender, und schon wunderte es ihn, wie er sich eine ganze Stunde lang ihm hatte anpassen können . . .

Plötzlich setzte sich Pechgold, zum Klang der Signalglocke, in Laufschritt, ein Adieu hinter sich schreiend.

„Also nächsten Sonntag, ich erwarte Sie ganz bestimmt," rief ihm Lauch nach.

* * *

„Können Sie gleich nächste Woche abreisen?"

Lauch verneigte sich tief: „Bitte schön, Herr Direktor; wenn Sie wünschen, auch schon morgen."

„Nein, so eilig ist die Sache nicht. Sie müssen wohl noch Ihre Angelegenheiten ordnen, Abschied nehmen . . ."

Dies das Ende einer Unterredung, mit der Lauch am Tage nach seiner Rückkehr vom Urlaub überrascht wurde.

Nun war er nur in Verlegenheit, welche Angelegenheiten er eine Woche lang zu ordnen haben sollte.

Zu Hause angelangt, ließ er seine alte Zimmerfrau kommen und teilte ihr ganz

sachlich mit, daß er nach Pilsen, zu der neu errichteten Filiale der „Prager Bank", versetzt sei.

Frau Wondrak schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Was ist Ihnen?" Erstaunt sah er sie an.

„Sie fahren weg, für immer? Aber, du lieber Herrgott, das ist doch nicht möglich! Unser Herr Lauch soll fort, wo Sie doch das siebenundvierzigste Jahr hier wohnen. Und geboren sind Sie hier worden..."

Er lächelte: „Nun, damit ist doch nicht gesagt, daß ich hier auch sterben soll."

„Wenn das Ihre Herrn Eltern erlebt hätten, die waren immer so anhänglich zu uns... Na wir müssen halt ein Taferl heraushängen, daß wir das Zimmer da bald vermieten."

„Das kann ich natürlich nicht von Ihnen verlangen, ich werde ordnungsmäßig kündigen."

„Jesus Maria, so einen anständigen ruhigen Mieter finden wir ja eh nicht wieder." Sie erging sich in Jammerreden, Schluchzen mengte sich in ihre Sätze ein...

„Wo sind die Hefte?" fragte er. Um diese Zeit brachte ihm Fritzl gewöhnlich seine Rechenaufgaben zum Korrigieren. „Fritzl!"

Die Hausfrau holte ihren Enkel vom Hof, wo er Murmeln spielte; im Vorzimmer schon begann er laut zu weinen, da er die Trauernachricht erfuhr.

„Bretschen Sie doch nicht so!" Obwohl der Junge kaum acht Jahre alt war, gab ihm Lauch das Sie. Er duzte niemanden.

„Nein, Sie dürfen nicht von uns weg, lieber guter Onkel Lauch, nein, bitte nicht, ich hab Sie ja so schrecklich lieb."

„Also schaun Sie, was für einen Klex Sie da hereingemacht haben. Sie tropfen ja aus dem Gesicht. Wischen Sie sich die Augen ab, so, pst... Und seit wann ist neunzehn mal sieben nur hundertdreiundzwanzig?" Und Lauch begann schon mit unglaublicher Geschwindigkeit die Multiplikationen zu kontrollieren, längs langer Additionskolonnen die Bleistiftspitze aufwärts und abwärts gleiten zu lassen.

* * *

Einige Wochen später hatte Pechgold in Pilsen amtlich zu tun. Er teilte dies der dortigen Filiale mit und war höchst erstaunt, nebst dem Dirigenten auch Lauch auf dem Bahnhof zu treffen, der, wie er sagte, ihn abholen kam und den ganzen Tag nicht von seiner Seite wich.

Nachmittag, als alles Geschäftliche besorgt war, gingen sie allein die lange Straße zum Bahnhof, am Bräuhaus vorbei.

„Es ist doch ein rechtes Nest, dieses Pilsen", begann Lauch.

„So? Ich finde, es macht einen hübschen Eindruck, repräsentabel genug. Diese Skodawerke, ich muß schon sagen: à la bonheur."

„Wissen Sie, Herr Kollega," Lauch wurde immer ängstlicher, „ich kann es eigentlich

selbst nicht begreifen, was das ist, aber ich fühle mich sehr unbehaglich. Alles ist so kleinstädtisch. Waren Sie zum Beispiel im Kaffeehaus . . ."

„Nein."

„No sehn Sie, es ist so klein und dumpfig, und es gibt nur das eine; gleich hat man Kopfschmerzen, wenn man sich hineinsetzt. Und dann die wenigen Zeitungen. Ich lese ja nichts und von Politik versteh ich nicht das," er legte den Daumen an den Nagel des Mittelfingers, „aber doch, es ist hübsch, wenn man im Kaffeehaus recht viele Zeitungen sieht, wie sich's gehört, und diese gewohnten Titel und Umschläge und die Leute, die sich damit befassen . . . Dann das Theater. Da haben Sie daselbe in Grün. Oder die Häuser, alle so rußig und häßlich, und der alte Dom auf dem Marktplatz. Ja ja, das alles macht einen traurig, diese Provinz."

„Wenn man Sie so reden hört, möchte man Sie für einen eingefleischten Großstädter halten. No ja, so ein Don Juan überdies wie Sie. Die Holde in Kuchelbad halt, die hat's Ihnen angetan . . . Da fällt mir ein, daß ich überdies bös auf Sie sein sollte. Sie haben sich ja nicht einmal von mir verabschiedet, wie Sie versetzt wurden . . ."

„Seien Sie nicht bös, bitte. Ich kann ja nichts dafür, ich kenn mich selber nicht mehr aus in mir. Vielleicht ist es Heimweh oder irgend so mehr eine Melancholie, was mich unglücklich macht."

„Unglücklich?"

„Unglücklich, rein zum Verzweifeln. Ich halt es wirklich gar nicht mehr aus. Wissen Sie, so verlassen fühl ich mich in dem Pilsen, so öd, so langweilig." Sie hatten den Bahnhof erreicht und das dunkle Gebäude auf der Anhöhe mit seinen Kutschen vorn, dem Lärm, den gelben Postwagen gab der Landschaft und dem Himmel einen trübseligen Beiklang. Mit den Wolken von Dampf und Kohlenstaub trieben die ersten Schneeflocken über die Straße.

Pechgold lachte.

„Warum lachen Sie?"

„Weil Sie sich scheinbar einen guten Tag aus mir machen wollen. Sie und unglücklich! Ich bin überzeugt, Sie leben überall wie der Fisch im Wasser. Sie haben ja keine Bedürfnisse . . . Puh, kalt ist's," und Pechgold zog einen roten Schal aus der Tasche des Winterrocks.

„Ja, nehmen Sie nur den Schal um, das kann nichts schaden," erwiderte Lauch eingeschüchtert . . .

Mit einer Geste auf den eingeschneiten Lochotinberg hinüber meinte Pechgold: „Im Sommer werden Sie fein leben. Pilsen soll ja eine herrliche Umgebung haben, prachtvolle Partien. Und Sie als Naturschwärmer . . ."

Lauch löste eine Perronkarte und geleitete Pechgold bis ans Coupé: „Wenn ich so mit Ihnen fahren dürfte, Sie Glücklicher!" und als der Zug sich mit einem unmerklichen Ruck in Bewegung setzte: „Grüßen Sie mir das goldene Prag."

* * *

Lauch wurde von Tag zu Tag unruhiger.

Da er keinen andern Grund wußte, schob er es darauf, daß seine Sachen noch nicht da waren. Frau Wondrak hatte ihm nämlich einige Kleinigkeiten, wie Bilder, Nippfiguren, Andenken, als Frachtgut aufgegeben und nun redete er sich ein, daß er diese ererbte Ausstattung seines Zimmers vermisse. Er lief täglich zur Bahn nachfragen, ob der Koffer noch nicht angelangt sei.

Abends nach Schluß der Bureaustunden trieb er, von einem rätselhaften Dämon gequält, durch die Gassen. Die vielen unbekannten Gesichter irritierten ihn. In Prag hatte er sich seit Jahren daran gewöhnt, täglich an derselben Reihe von Gestalten nach Hause zu spazieren, und nur allmähliche kleine Veränderungen in diesem Zug ereigneten sich. Jetzt aber war alles wie mit einem Ruck rings um ihn zu Boden gerissen und die verschwenderische Willkür, mit der man neue Reihen fremder Menschen vor ihm aufmarschieren ließ, empörte ihn fast.

Alles in Pilsen kam ihm so willkürlich vor. In Prag lag eine gewisse, durch den Gebrauch langer Zeiten erprobte Logik darin, daß man aus der-jener Gasse genau und jedesmal auf den-jenen Platz kam. In Pilsen schien ihm alles nur so aufs Geratewohl über den Plan hingestreut. Hier, wo die Angel floß, hätte hier nicht ebensogut das Gymnasium stehen können? Und mußte dieses Haus gerade zwei, und nicht drei Stockwerke haben? Das waren lauter Zufälle. Wer bürgte ihm dafür, daß dies gestern nicht anders gewesen war. Häufig verirrte er sich, oft stieß er mit Entrüstung auf ähnliche Gebäude und Prospekte in ganz verschiedenen Stadtteilen, es war ihm, als gelange er durch ein und dieselbe Straße heute in eine ganz andere Richtung als neulich. Dann klagte er laut, daß man ihn absichtlich irre führe, und ernstlich stieg die Meinung in ihm auf, vor der er sich entsetzte: daß man nachts alle Häuser durcheinander schiebe und verwechsle, um ihn zu foppen.

Zu Hause, in seiner Wohnung angelangt, erwarteten ihn frische Unannehmlichkeiten. Das befremdende Treppenhaus, die Zimmerfrau, die es sich niemals merken konnte, daß er auch mittags frisches Waschwasser wünschte. Tausend kleine Handgriffe, die Frau Wondrak ungeheißen ausgeführt hatte, wurden ihm erst hier, da sie fehlten, bewußt. Immerfort mußte er bitten, befehlen, für seine Behaglichkeit sorgen und, während früher die Bewegungen seines häuslichen Lebens störungslos und nahezu unbemerkt abgelaufen waren, hörte er jetzt ununterbrochen die Maschinerie klappern ... Und die Mahlzeiten gar wurden zu Höhepunkten seines täglichen Unglücks. Da er sich mit den neuen Kollegen nicht befreunden konnte, aß er zu Hause, allein in seinem Zimmer, nicht am Familientisch wie bei Wondrak. Nun fehlte den Speisen die Schmackhaftigkeit, die durch Pausen im Essen, durch Umherblicken und Reden erzeugt wird. Vielleicht waren sie auch wirklich nicht besonders schmackhaft gekocht. Kleinigkeiten machten den sonst so Sanftmütigen sarkastisch: das Fleisch nannte er bei sich zäh wie eine Stiefelsohle, überall schien ihm das Pilsner Bier besser als in Pilsen. Und oftmals kam er sich zwischen seinen vier Wänden zum Tier erniedrigt vor, das den Fraß im Käfig stumm hinunterschlingt ...

Es gab Tage, an denen er kein Wort redete. Im Bureau achtete man die Unzugänglichkeit des anscheinend in seine Arbeit ganz Vertieften. Zu Hause sprach ihn die Kostfrau nur an, um ihm zeitweilig zu eröffnen, daß diese oder jene Auslagen wie Licht, Kohle, Milch u. s. f. im Mietzins nicht enthalten seien ... Da lief er auf die Straße, zum Bummel. Auf und ab zogen fröhlich lachende Menschen, immer dieselbe Seite des Marktplatzes auf und ab, mit Gesprächen und Witzen und Hüteschwenken. Wie betäubt starrte Lauch in die wandelnde Masse, ein grenzenlos wehes Gefühl der Vereinsamung ergriff ihn. Stunden brachte er so zu, bis ihm Kopf und Füße weh taten. Oft ging er mit und, wenn es ihm gelang, mit einer Gruppe junger Männer, die im Schlußarm gingen, im gleichen Schritt zu bleiben, empfand er eine Art Genugtuung, als sei er nun wieder mit dem Menschengeschlecht in Verbindung. Einmal bemerkte er, wie ein Herr eine Dame auf die Spitze des Domes mit ausgestrecktem Arm aufmerksam machte. Von unendlicher Sehnsucht nach einem Gespräch erfüllt blieb Lauch stehen und sah aufmerksam empor, als wären die erklärenden Worte an ihn gerichtet. Dankbar blickte er dem Herrn in die Augen; der aber zog die Dame am Ärmel ein Stückchen weiter, von dem zudringlichen Lauscher fort. Da stürzte Lauch davon, in jeder Straße schrie er jemanden an mit der Frage, wo man hier zum Marktplatz komme. Erschrocken sahen die Leute dem aufgeregten Mann nach, der ohne eine Antwort abzuwarten weiterlief. Zu Hause redete er laut mit sich, er hielt Ansprachen an das Sofa, plauderte mit dem Kachelofen; eine geheime Angst, er könne die Sprache verlieren, trieb ihn an, durch immer geschwindere Sätze sich von seinen Fähigkeiten zu überzeugen. Erschöpft und weinend schlief er dann ein; im Traume sah er Heere von Menschen, die ihm alle den Rücken zuwandten, die vorübergingen, ohne ihn zu bemerken. Er wollte schreien, um Hilfe rufen; da konnte er die Zunge nicht bewegen, sie war zäh wie eine Stiefelsohle ...

Am nächsten Tag kam der Koffer an.

Freudig packte er aus. Aber als die Kalender und Stiche an ihrer Stelle hingen, erschütterte ihn mit tausend Erinnerungen das Gefühl der Fremdheit erst recht ... Von da an steigerte sich sein Zustand in einem krampfhaften Wahn. Er glaubte sich ausgestoßen aus der menschlichen Gemeinschaft, in allen sah er Feinde und Wühler, oft, wenn ihm eine Speise nicht recht schmeckte, stieg Mißtrauen in ihm auf, ob man ihn nicht vergiften wolle. Da er bei seinen kleinen Einkäufen die billigen Quellen nicht kannte, dünkte er sich von allen betrogen. Manchmal überlegte er den Gedanken, sich einen Hund oder eine Katze anzuschaffen, mit Tieren Freundschaft zu schließen. Wie in einem Kerker fühlte er sich bewacht und gehindert, der Himmel war stets bewölkt, mit schädlichen Miasmen erfüllt, eingeräuchert, nachts setzten blauviolette Blitze alle Wolken in strömende Bewegung, zerrissen die Sterne und brachen in die Fenster ein. Der Frühling kam, Regengüsse droschen ihm den Hut vom Kopf ...

Da hielt er es nicht länger aus.

Er nahm für Sonntag, Montag Urlaub und fuhr nach Prag. Und dieser Jubel, als der Zug auf der Eisenbahnbrücke über die Moldau brauste! ... (Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Zum ersten Male inkonsequent war die Börse jetzt wieder am Tage, da die Bilanz der Diskontogesellschaft erwartet wurde. Zwei Monate lang kaufte man unsere leitenden Bankaktien auf die guten Emissionen hin, die Leerung alter Effektenbestände, die Abrechnungen aus Konsortialbeteiligungen, und wenige Stunden, bevor nun die Jahrespublikation die Richtigkeiten all dieser Meinungen bestätigen sollte, wurde man reserviert. Wahrscheinlich hatte der Abschluß unserer konzentriertesten und in diesem Sinne stärksten Großbank: der Berliner Handelsgesellschaft, die Spekulationsneigungen etwas ernüchtert. Denn immerhin sind die unverändert gebliebenen 9% Dividende nicht in Verbindung mit einer größeren Liquidität verdient worden. Dabei soll keineswegs an die M. 29 Millionen ungedeckter Debitoren gedacht werden. Denn gerade dieser Posten pflegt entgegen hartnäckig festgehaltener Vorurteile sicherer als die gedeckten Debitoren zu sein. Was aber eigentlich befremdete, war das Nichts dieses Berichtes, d. h. die Unmöglichkeit, aus ihm irgend etwas Wichtiges aus der Vergangenheit und für die Zukunft zu ersehen. Nicht einmal den Chemischen Unternehmen glaubt man es noch heute, daß ihr alljährliches Schweigen, da sie schon das ganze Jahr überhaupt nichts sagen, von geschäftlicher Notwendigkeit sei. Je größer unsere Aktiengesellschaften werden, desto ausgeprägter findet man eben ihre Umkehr vom Parlamentarismus zum absoluten Staat. Im ganzen trägt trotz alledem die Allgemeintendenz eine unverkennbare Festigkeit in sich. Mag nun Serbien fortfahren, den wilden Mann zu spielen und seine Finanzfreunde in Berlin, Wien und Paris zu ängstigen. Oder ein Zusammenbruch des amerikanischen Eisenmarktes gerade mit unserem Prämientermin zusammenfallen. Jede solcher Depressionen geht rasch vorüber, da nunmehr auch das Publikum infolge des billigen Geldstandes annimmt, daß allmählich sogar Industriepapiere die Kauflust anziehen müßten. Dennoch sieht man wenigstens die — gegenwärtige Lage der Industrie nicht mehr anders als ungünstig an. Denn wenn auch Herr Thyssen seinen Besitz wieder um 500 Morgen erweitert, oder die Ilseder Hütte sowie De Wendel neue Betriebseinrichtungen machen, wie leicht wiegt dies alles gegen die Mindergewinne in den Halbjahrsabschlüssen der Dortmunder Union und der Laurahütte oder den Zusammenbruch des Roheisensyndikats für Lothringen und Luxemburg. Sodann wird die Dividende des „Phönix" bekanntlich erst im Juli erklärt, weshalb Aufsichtsrat und Direktion gerade dieses Werkes noch lange untätige Zuschauer bleiben werden, wenn Woche um Woche andere Dividendengerüchte auf die Kurse einwirken. Dagegen steht der Abschluß von Gelsenkirchen vor der Tür und er gilt nicht als günstig. Wie soll es auch einem Kohlenunternehmen ergehen, das unterstützt durch die Brüderschaft der Direktoren gerade so gut und so schlecht wie eine Hüttengesellschaft beurteilt werden muß. Sogar zur Ausbeutung der Mineralschätze Marokkos tritt Gelsenkirchen zusammen mit Krupp und „Deutscher Kaiser" in ein internationales Syndikat ein. Unser billiges Geld ist zuweilen auch recht gesucht, wenigstens als tägliches Geld, wo es dann rasch teurer wird. Die Banken sammeln ihre Dividendenbeträge an, das Quartal erhebt binnen wenigen Wochen seine Ansprüche, bei welcher Gelegenheit ja die Reichsbank nie unter M. 500 Millionen Mehrbelastung erscheint. Nur Paris sieht seine Abundanz noch fortgesetzt steigen, weshalb wohl auch eine kleine Anzahl deutscher Bankiers Russische Papiere, selbst solche der Industrie, unversehens für aussichtsvoll ansehen möchten. Solange aber Wien und Belgrad miteinander unfriedlich verkehren, ist es ganz gleich, ob der Jahresbericht der Diskontogesellschaft von dem sehr

guten Fortgang der Londoner Filiale spricht, die Deutsche Bank soviel Dividende wie im Vorjahr, die Dresdner Bank wieder soviel Dividende wie 1904 geben kann, noch dazu bei bedeutend reduzierten Akzepten und der Schaaffhausensche Bankverein von seiner Dresdner Freundin noch M. 520 000 Gewinnanteil erhält.

* * *

Serbische Schatzscheine könnte man eigentlich die 220 Millionen nennen, welche Österreich nunmehr in Form von Schatzscheinen ausgeben muß. Denn ohne die Störrigkeit seines kleinen Nachbars, von dem doch im Ernstfalle keine Entschädigung zu haben ist, würde die Habsburgische Monarchie unmöglich in so überaus große Rüstungsausgaben geraten sein. Diese ganze Finanztransaktion erledigt sich leicht durch ein Konsortium, dem in der Hauptsache die Postsparkasse und Rothschild angehören. Welcher Unterschied gegen frühere Zeiten! Im Jahre 1866, als es Krieg mit Preußen galt, konnte Österreich nirgends eine Anleihe aufbringen, und noch 1876/77 beim Einmarsch in Bosnien und die Herzegowina waren die öffentlichen Verhältnisse derart heruntergewirtschaftet, daß eine Anleihe nach Kurs und Zinsfuß nur zu den allerteuersten Bedingungen möglich war. Seitdem hat sich aber im Innern trotz aller politischen Zerwürfnisse eine Konsolidierung vollzogen, die bedeutende Teile dieses Volkes nicht nur überaus wohlhabend sieht, sondern auch innerhalb einer weiterwirkenden ökonomischen Ordnung. Der Österreicher hat z. B. heute in Landschaften, die sonst sich selbst überlassen blieben, vorzügliche Verkaufsorganisationen, mit deren Hilfe ausgedehnte Exporte, selbst von Obst, entstanden sind. Noch gar nicht der Industrie zu gedenken, die sogar, was Dampfmaschinen betrifft, mit uns bereits seit Jahren die Konkurrenz im Auslande aufnehmen kann. Die allgemeine Sparkraft aber ist weit konzentrierter als bei uns, weil man sich dort mit weniger Zinsen begnügt. In Deutschland dagegen, wo ungleich mehr „kleine" Stände Zeitungen lesen, wird alles nach Gelegenheiten zu höheren Gewinnen durchstöbert. Daher auch unsere vielen Anlagen in auswärtigen Werten und sogar der regelmäßige lebhafte Verkehr in Papieren, die nicht einmal notiert werden. Wäre der gleiche Zug in Österreich vorhanden, so hätte man auch fremde Effekten gar nicht vom Kurszettel ausschließen können. Auf diese Weise tritt dort stets eine kompakte Masse von gleichsam einseitigen Sparern auf die Bühne, die aber ihrem heimischen Markte eine merkwürdige Kraft verleihen. Man sehe sich doch nur die betreffenden Kurse an! Verhältnismäßig sind da keine scharfen Rückgänge eingetreten, trotzdem dort zu den auswärtigen Verwicklungen jene inneren Streitigkeiten kommen, die alle österreichischen Patrioten mit wirklicher Sorge erfüllen.

* * *

Einmal ist keinmal, so meint wahrscheinlich die europäische Schuldenverwaltung in der Türkei, die jetzt eine Anleihe ohne ihre Mitwirkung und ohne spezielle Sicherheit von der Pforte abgeschlossen sieht. Es sind dieses erste Mal zwar nur 1 Million Pfund, an der die Ottomanbank, die Deutsche Bank und als lebhafte Konkurrenz auch die Deutsche Orientbank beteiligt erscheinen. Indessen bei der Fühlung dieser Institute mit der „Dette" werden sie sich nur mit deren vorherigem Einverständnis zum Abschluß einer vom Parlamente genehmigten Anleihe bereit erklärt haben. Nun kann man es freilich den Banken nicht verdenken, daß sie im Augenblick, wo ihren industriellen Freunden eine Fülle von Geschäften in Konstantinopel winkt, sich die Türken bei guter Laune zu erhalten wünschen. Dies um so mehr, als Verhandlungen dort unten von jeher höchst schwierig und weitläufig gewesen sind. Solche Rücksichten sollten jedoch, von der Hochfinanz hinweg, noch keineswegs auf die höchste Vertrauenskommission, nämlich die Schuldenverwaltung übertragen werden. Letztere übt ihr Mandat im Namen der ausländischen Besitzer aller Turbanwerte aus, die den gegenwärtigen Kurs lediglich in der langbewährten Voraussetzung erreichen konnten, daß neue Anleihen nur innerhalb der internationalen Kontrolle möglich sind. So geschlossen wie über Ägypten konnte diese Administration natürlich weder verfahren, noch verfügen, da das Reich des Sultans ein viel-

gliederiges ist, das auch durch Meere voneinander getrennt bleibt. Trotz alledem galt die „Dette“ mit Recht als musterhaft, so daß die Garantien für die Eisenbahnen recht oft frühzeitig gedeckt sind, während andere Geldverlegenheiten der Pforte offenkundig nebenher laufen. Auch war man gerecht genug, gegen allzuviele Verpfändungen bedenklich zu werden, da sich ja dann der Regierung selbst keine Einnahmequellen mehr darbieten. Keinenfalls durfte sich aber die , 'e“ nur durch die Beziehungen ihrer Delegierten ur Hochfinanz verleiten lassen, von ihrem ersten und wichtigsten Grundsatze hier abzugehen. Sie hat damit gegenüber einem etwas zu plötzlich verjüngten Staat, der unserer Ordnung noch unfähig ist, ein höchst gefährliches Präjudiz geschaffen. Auch besaß sie vor allem nicht das geringste Recht, von jener strengen Linie abzuweichen, nach der sich unser ganzes Schutz- und Vertrauenssystem für die türkischen Papiere aufbaut. Vielleicht wird man an den Folgen dieser ersten Nachgiebigkeit noch zu zehren haben!

Die Rückkehr der amerikanischen Flotte.

Von Fregattenkapitän z. D. P. Walther.

Am 22. Februar ist das Gros der amerikanischen Flotte, die im Dezember 1907 die Reede von Hampton Roads unter recht kriegerischen Aussichten verlassen hatte, nach einer Reise um die Erde glücklich wieder in ihren Heimathafen zurückgekehrt. Die Flotte wurde vom Präsidenten Roosevelt, der auf seiner Jacht Mayflower die Flottenparade abnahm, von einer großen Anzahl Mitglieder des Staats und Repräsentantenhauses sowie von 200 Vergnügungsdampfern, die nur einen Teil der zur Begrüßung herzugeströmten Volksmassen hatten aufnehmen können, in einer Weise empfangen, wie es nach einer siegreichen Schlacht nicht hätte großartiger sein können. Mag die Flottenparade, die ganze Aufmachung des Empfanges uns auch recht wenig republikanisch anmuten, verständlich ist die Begeisterung des Volkes durchaus, denn die Flotte hat das Land nicht nur von schweren Kriegsbesorgnissen befreit, sondern auch diplomatische Erfolge erzielt, wie sie von einer Flottenexpedition ohne Schwertstreich noch niemals erreicht worden sind. Einzig und allein durch die Flotte und ihre Reise hat sich die Machtstellung der Vereinigten Staaten gegen früher um ein bedeutendes gehoben.

Als sich vor zwei Jahren das Verhältnis zwischen der Union und Japan in einer Weise zugespitzt hatte, daß ein Bruch nahe bevorstehend erschien, befanden sich die Amerikaner in der schwierigen Lage, die Philippinen, Hawai und die Küste Kaliforniens fast ungeschützt feindlichen Angriffen der Japaner ausgesetzt zu wissen. Angesichts dieser drohenden Gefahr und in der richtigen Erkenntnis, daß eine große Machtentfaltung und Überlegenheit die sicherste Bürgschaft, sei es zur Erhaltung des Friedens oder Erringung des Sieges wären, entschloß sich die Regierung, fast die gesamte Flotte in einer Stärke von 16 Linienschiffen, mehreren Panzerkreuzern und Torpedobootszerstörern nach dem Pazifik zu schicken, ohne Rücksicht darauf, daß dadurch die Ostküste fast völlig von Seestreitkräften entblößt wurde.

Das Vertrauen zu der Tüchtigkeit der Flotte sowohl in bezug auf Personal wie Material war damals nicht groß und der Pessimismus, mit dem man in Amerika eigentlich mehr noch als in Europa das Unternehmen ansah, schwand erst, als die Flotte ohne Havarien die Westküste von Südamerika erreicht hatte und hier ihre ersten Wirkungen ausübte. — Die imposante Machentfaltung machte nämlich den südamerikanischen Republiken erst klar, daß sie an der Flotte der Vereinigten Staaten einen mächtigen und immer bereiten Bundesgenossen gegen die Völker Ostasiens haben könnten. In dieser Erkenntnis wurden die Yankees überall mit großer Zuvorkommenheit und Hochachtung aufgenommen und zugleich die Sympathien der südamerikanischen Mischvölker zu dem übermächtigen Nachbarn im Norden im Sinne der Monroe-Doctrin gestärkt. Dies war der erste Erfolg der Expedition.

Mit dem Eintreffen der Flotte in St. Franzisko war die Hauptgefahr bereits beseitigt, denn mit dem Moment der Vereinigung der atlantischen und

pazifischen Seestreitkräfte war die amerikanische Flotte der japanischen weit überlegen. Die Flotte hatte zudem aller Welt bewiesen, daß ihre Leistungsfähigkeit zum mindesten in technischer Beziehung eine durchaus gute sei. Sie war weder durch die vielfach prophezeiten Torpedoangriffe japanischer Torpedoboote dezimiert worden, noch hatte sie sich durch Zwischenfälle, wie sie der russischen Armada bereits beim Antritt ihrer Reise durch das Beschießen unschuldiger Fischerfahrzeuge passiert waren, bloßgestellt. Erwähnt sei hierbei, daß auf der Flotte das deutsche Element, besonders aus früheren Unteroffizieren, Matrosen und Maschinenpersonal unserer Marine bestehend, einen wertvollen und ziemlich bedeutenden Bestandteil ausmacht.

Von St. Franzisko ab suchte man der Expedition eine völlig andere Bedeutung beizulegen als zuvor. Sie sollte nur noch zu Ausbildungszwecken und um friedliche Eroberungen zu machen, ihre Reise fortsetzen. Anstatt der Philippinen war Australien das nächste Ziel, wohin sie durch das Commonwealth of Australia eingeladen worden war. Die Flotte wurde hier in allen Häfen, die sie besuchte, in Auckland, in Sydney wie in Melbourne mit einem Enthusiasmus empfangen, der nur einem sicheren Bundesgenossen gelten konnte und dem Mutterlande ostentativ zu Gemüte führen sollte, wie sehr sich die Kolonie durch das englisch-japanische Bündnis und die Zurückziehung der englischen Seestreitkräfte aus den ostasiatischen und australischen Gewässern im Stich gelassen fühlte. Diese Verbrüderung mit den Amerikanern dürfte übrigens weniger eng gewesen sein, wenn die Australier im vorigen Sommer das amerikanisch-japanische Abkommen hätten vorausahnen können. Nichtsdestoweniger ist die Interessengemeinschaft zwischen Australien und den Vereinigten Staaten durch den Besuch offen zutage getreten, und den Australiern wurde ähnlich wie vorher den Südamerikanern vor Augen geführt, daß sie vor dem Schreckgespenst einer asiatischen Invasion vielleicht besser durch die Vereinigten Staaten bewahrt werden könnten als von der entlegenen Flotte des Mutterlandes. Dies war der zweite Erfolg.

Der dritte und größte Erfolg war der Besuch in Japan und dessen Folge, das japanisch-amerikanische Abkommen. Die Japaner, gute Miene zum bösen Spiel machend, bereiteten der Flotte einen glänzenden Empfang. Für Offiziere und Mannschaften wurden alle möglichen Festlichkeiten arrangiert und der Flottenchef, Admiral Sperry, ward vom Mikado in feierlicher Audienz empfangen. Bei dieser Gelegenheit erklärte der Mikado dem Admiral, daß er eine tiefe Genugtuung über die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten empfinde und dem Präsidenten dankbar sei, daß er ihm durch den Besuch der Flotte Gelegenheit gegeben habe, seiner aufrichtigen Freundschaft Ausdruck geben zu können. Der Admiral möge dem Präsidenten sagen, daß es sein ständiges Ziel und sein aufrichtiger Wunsch sei, die Freundschaft, die die beiden Länder vereinigten, durch unlösbare Bande guter Nachbarschaft und völliger Übereinstimmung enger zu knüpfen.

Das japanisch-amerikanische Abkommen bindet jede der beiden Mächte, den Besitzstand der anderen zu achten und die Integrität Chinas zu verteidigen, daneben gewährt es allen Nationen gleiche Vorteile für Handel und Industrie. Auf Grund dieses Abkommens, auch wohl im Hinblick auf die schlechten Finanzen Japans und dessen gespanntem Verhältnis zu China konnten die Vereinigten Staaten es wagen, ihre 16 Linienschiffe nach der Heimat zurückkehren zu lassen. Im Pazifik verbleibt dabei noch eine gewaltige Macht, nämlich 4 Linienschiffe, 13 Panzerkreuzer und eine größere Anzahl kleinerer Kreuzer und Torpedoboote, auf den Philippinen sind davon 4 Linienschiffe und mehrere Panzerkreuzer und Torpedoboote stationiert. Außerdem wird an den Befestigungen Manilas und Hawais mit großer Eile weiter gearbeitet.

Wenn je das Vorhandensein einer starken Flotte von Wert gewesen ist, so ist es in diesem allerdings ganz besonderen Falle bei den Vereinigten Staaten der Fall gewesen und der Ausspruch Roosevelts beim Empfang der Flotte am vorigen Montag, daß sich die Flotte als die größte Botschafterin des Friedens gezeigt habe, ist durchaus berechtigt.

Die Überschwemmten.

Von Johannes W. Harnisch.

Das Wetter läßt sich seltsam an. Bald scharfer Frost, bald taut's. Tagelang rieselten die Flocken. Ehe wir ausgehen, spähen wir auf zum Himmel und zum Nachbardache. Soll man den Schirm mitnehmen? Muß man Gummischuhe anziehen? Dies Umhertaumeln des Wetters um den Nullpunkt macht niemandem Freude. Weichling und Sportsman schimpfen mit gleichem, verschieden zwar gerichtetem Grolle. Und die Konversation steht unterm sonst verpönten Zeichen der Wettergespräche. Ich will nicht spotten. Will mich der Bedeutsamkeit der Fragen: ob das Eis gut sein wird, oder: ob man in die Galoschen schlüpfen muß, nicht verschließen. Nur, scheint mir, dürften wir bei der gegenwärtigen, aufdringlichen Wetterunart etwas weiter denken als an unsere Behaglichkeiten. Ein paar Meilen nur weiter westwärts!

Die in der Altmark spähen jetzt auch mit finsterem Blicke zum Himmel. Zur Zeit der Schneeschmelze sind sie das Wetterbeobachten gewöhnt. Dürfen wir heut nacht im Warmen liegen, oder wird uns des Deichgrafen Gebot in Transtiefel und Ölrock zwingen und zum mühsamen Werke in Kälte, Nässe, Dunkel scheuchen? Diesmal ist die Aufmerksamkeit noch angespannter. Der Spähblick schweift vom Schneehimmel zu der meilenweiten Eis- und Wasserfläche, aus der dort ein Baum und da und da und da ein Hausgiebel oder ein noch unzerstörtes Dach aufragen. Der kleine, rotbraune, weißgekrönte Fleck dorthinten ist des eigenen Hofes Dach. Jeder Neufrost zermürbt mit tausend Sprengkristallen das feuchte Mauerwerk noch mehr. Jedes Tauwetter kann neues Treibeis und neue Fluten an den Gefahrstellen stauen; droht, die Wasser noch höher steigen zu lassen. Der Spähenden Hirn ist nicht viel Phantasietätigkeit gewohnt. Jetzt kreisen in dem sorgenden immer wieder dieselben Fragen, dieselben Bilder. Hielt der Hausrat dem Wasser stand? Wenig Hoffnung. Des schweren Schrankes Türen quollen längst wohl aus den Fugen. Truhe, Tisch und Stühle tanzten lange genug auf den Wellen. Immer gleichen Pralls stießen sie gegeneinander, stießen sie gegen den Kachelofen. Was die Stöße ganz ließen, bröckelte der nagende Zahn des Wassers, des Frostes nach. Und werden die Hausmauern standhalten, wenn sich das Wasser verläuft? Noch stützt es, die es durchnagte. Aber wenn mit ihm der Halt davonschwamm, was dann? Wie die Felder aussehen werden, dazu bedarf's geringer Phantasie. Zerwühlt und fußhoch mit Schlamm und Schutt bedeckt. Wie soll da der Pflug durch? Wie soll das Korn ausschlagen im Moraste? Es würde faulen, wie es die Grasnarbe der Wiesen tut, über die die Obstbäume ihre leblosen Äste morsch herabbrechen lassen. An das Gärtlein am Haus, an das verquollene Korn, das faulende Heu in den Scheuern mag man gar nicht denken. Und schweift ein schnell zurückgeholter Gedanke in die Ställe, in denen aufgedunsen die Äser der versoffenen Ochsen, Kühe, Pferde am Boden liegen werden, dann ballt sich die Schwielenhand zur Faust . . .

Elend und schwere Not genug, sollte man meinen. Wo aber bleibt die vielgerühmte deutsche Mildherzigkeit? Freilich, alles, was das Dekorum forderte, ist geschehen. Längst hat das Abgeordnetenhaus mit der Interpellation, die de rigueur ist, aufgewartet. Längst wurde das Hilfskomitee gebildet. Klug und geschickt haben die Hohenzollern, wie bei jeder gemeinen Not der letzten Zeit, ihr Mitgefühl deutlich gezeigt. Der Kronprinz stellte sich an die Spitze des Hilfskomitees. Von seiner Rührigkeit wußten uns zwei-, dreimal die Zeitungen zu berichten. Die Prinzen, die Kaiserin fuhren ins Überschwemmungsgebiet, selbst Umschau zu halten. Lobenswerter Eifer. Die Minister konferierten, besichtigten; taten wohl alles, was getan werden konnte. Ihr Handeln diktierte nicht Mitgefühl, sondern die Staatsraison, die nicht dulden kann, daß eine reiche Kornkammer zur Schlammwüste werde. Und der Bezirk ihrer Hilfe ist eng umgrenzt. Übers Allernotwendigste hinaus zu geben, verbietet sich. Daß die Überschwemmten ihr Leben weiter fristen mögen, die Möglichkeit erhalten, sich mühsam von der Bettelarmut wieder emporzuarbeiten, mehr kann der Staat nicht tun. Soviel zu leisten, die Pflicht hat aber jeder Staat bei jeder gemeinen Not. Stets hielt man daneben die herzlich gereichte Gabe des Mitmenschen für unentbehrlich. Diesmal, wo's um deutscher Leute

Not geht, scheint der Deutsche sie für entbehrlich zu halten.

Ich sprach mit dem Leiter einer unserer Großbanken. Wie laufen die Gelder ein? Ach, nicht der Rede wert. Ein paar hundert Mark. Kaum mehr, als Direktoren und Personal selbst gezeichnet hätten. Messina? Nicht in einem Atem damit zu nennen. Gar kein Vergleich damit. „Messina war Modesache; die Altmärker sind es nicht." Wohin man hört, hallt die gleiche Antwort. Die uns, traun! wenig Ehre macht.

Ja, Messina. Italien. Das Land der Romantik. Geborstene Griechentempel ragen weiß gegen den ewig blauen Himmel. Im dunkeln Laube glühen die Goldorangen. Das Meer schlägt Böcklinisch gegen den feierlichen Felsen. Und schwimmenden Auges suchen wir an Trinakrias Strande das Land der Griechen mit der Seele . . . Was ist uns die Altmark dagegen? Eine langweilige, flache Gegend, die der Zug nach Hamburg oder dem Rheine nur gar zu langsam durchquert. Alles sehr richtig. Nur wollten wir, vermeinte ich, nicht dem Lande, sondern den Menschen dort helfen. Sehen wir uns sie doch ein wenig näher an! Unter den malerischen Lumpen sitzt ein ziemliches Lumpenpack. Der tüchtige Norditaliener nennt nur ungern die Herabgekommenen im Süden seine Brüder. Von der Maffia und der Camorra wissen wir doch alle. Haben den Nasi-Skandal in frischstem Erinnern. Wissen, wie All-Sizilien dem Diebischen zujubelte. Und konnten, hin und wieder wenigstens und im Petitdrucke, in den Zeitungen lesen, wie die lieben übergebliebenen Brüder unter den Verschütteten hausten. Schändungen; Leichenraub; Lebenden der Finger vom Leibe geschnitten, der den kostbaren Ring nicht hergeben wollte. Ein süßer Pöbel. Davon, daß es bei der Gabenverteilung nicht ohne Unsauberkeit abging, hören wir noch täglich einmal. Gewiß, wir hatten das Recht, uns über all das hinwegzusetzen. Wo Not ist, zu helfen, ohne engherzig nach der Würdigkeit zu fragen, kann sehr edel sein. Kann. Es kann aber auch sentimental und modeflach sein. Was von beidem war's?

Wenn wir den Parallelfall der Altmärker-Not betrachten, wird das Urteil leicht zu finden sein. Hier traf's einen tüchtigen Bauernschlag. Und Deutsche sind's. Wenn schon, nach der schalen Phraseologie der Messina-Tage, die Sizilianer unsere hilfsbedürftigen Brüder waren, so sind sie unsere Zwillingsbrüder. Und keine, mit denen die Verwandtschaft ein bißchen genierlich ist. Nein: solche, auf die wir stolz sein können. Wir sind's auch gelegentlich gar sehr. Von dem kernigen, schwerfälligen niederdeutschen Bauern pflegen wir, wo's klingt, viel Rühmens zu machen. Und klopft irgendwo der Feind an die Grenzen, so wissen wir den Mann als Soldaten wohl zu schützen; erzählen von seiner handfesten Tapferkeit unsern Kindern erbauliche Histörchen. Ja, zum Teufel: wieviel ist denn an all unserer erdrüchigen Heimatliebe, an all unserm kernhaften Nationalgefühl dran, wenn wir in Wirklichkeit für jeden Lazzarone mehr übrig haben als für unsere braven Bauern? Wenn wir uns durchaus nicht scheuen, die malerischen, doch eigentlich besser mit Vorsicht zu betastenden Lumpen ans Herz zu pressen, während wir mit dem derben Bauernflausche jede Berührung meiden? Und wie ist endlich unsere Messina-Opferfreudigkeit einzuschätzen? War's wertige Menschenliebe? Oder war's Modesache und duselnde Sentimentalität?

Ich weiß, was man erwidert, wenn der deutsche Idealismus bezweifelt, wenn die Motive unseres Wohltuns gescholten werden: Zeppelin. Der Einwand ließe sich hören. Aber steht's wirklich so glänzend um den Zeppelin-Fall? Was berauschte uns: Die Tat des Erfinders oder die Galaleistung eines Fluges (von dem, nebenbei, die Fachgenossen nach wie vor behaupten, er hätte scheitern müssen)? Wer zweifelt, der überlege, ob wir dem Übungsfahrer am Bodensee auch gespendet hätten. Graf Zeppelin hatte schon zwei Jahre früher alle Buchten und Kurven des Bodenseeufers scharf ausgefahren; hatte damals also schon gezeigt, daß das Problem gelöst war. Damals hätte Begeisterung flammen dürfen. Wir blieben kühl wie Hundeschnauzen. Aber als uns ein nervenkitzelnder Sensationsflug vorgemacht wurde, da loderten wir. Gewiß, auch Edles mischte sich unserm Feuer. Sollen wir aber vielleicht darauf stolz sein, daß sich uns im begeisterten Busen nicht nur Unwertiges regt?

Charity begins at home. Der Engländer braucht das Wort zu gemessener Abwehr, wenn

ihm Schwärmende im Namen der Menschheit Opfer abfordern. Ein Egoist? Meinetwegen. Aber ein gesunder und starker. Uns muß das Wort immer wieder als Mahnung gesagt werden. Das ist schlimm. Wird aber nicht eher anders werden, als bis uns vor der eigenen Vollkommenheit ein wenig bange wurde. Wir famosen Idealisten, die dem fremden Lazzarone willig geben, dem tüchtigen Landsmanne die Tasche verschließen. Ich finde einstweilen wirklich noch den englischen Egoismus ein gut Stück erfreulicher als unsern Idealismus, auf den wir uns so wunders viel zugute tun.

Weiß denn jemand, was Krieg ist?

Von v. S.

Unlängst als das Gespenst eines großen, europäischen Krieges zu spuken begann, wurde man sich erst bewußt, daß die Generation, die heute am surrenden Webstuhl des öffentlichen Lebens steht, gar keine Erfahrung darüber besitzt, was eigentlich ein moderner Krieg ist. Ungeachtet der allgemeinen Wehrpflicht, die fast aus jeder häuslichen Gemeine ein oder mehrere Glieder zu Kriegern heranzieht, ungeachtet der Riesenarmeen, die jede Großmacht unterhält, der ungeheure Summen, welche jedes Land für den Etat seines Heeres aufbringen muß, weiß doch niemand in Europa aus Erfahrung, was ein großer Krieg bedeutet. Wenigstens keiner, der noch vorwärts geht. Nur Alte, die rückwärts blicken und von grusligen Legenden aus vergangenen Zeiten zu erzählen wissen.

Selbst in Petersburg und Moskau hat man über den letzten, in einem fernen Erdwinkel geschlagenen Krieg, der vom Mutterland als Kolonialkrieg empfunden wurde, nur vage und unbestimmte Vorstellungen.

Achtunddreißig Jahre sind für Deutschland verflossen und für Österreich gar dreiundvierzig — seit dem letzten, großen Waffengang. Hohe Generale haben ihre ganze Laufbahn bis zum Abschied absolviert, ohne je vor dem Feinde gewesen zu sein. Man denke sich einen Schauspieler, der in seiner ganzen Bühnenkarriere nur auf Proben aufgetreten, niemals vor dem Publikum gespielt hat!

Alles ist nur auf Schlüsse, auf Voraussetzungen, auf Theorien für den Krieg aufgebaut. Die Reibungen bilden einen Koeffizienten, der trotz aller scharfsinnigen Berechnungen plötzlich eine Riesenhöhe erreichen kann. Zufälle, Zwischenfälle, Überraschungen kennt die militärische Mathematik der Mobilmachung und der Kriegführung nicht — aber der Krieg kann sie doch bringen und kann dann die besten Vorbereitungen und die schönsten Formeln über den Haufen werfen.

Die materiellen Werte, die in einem modernen, großen Krieg aufs Spiel gesetzt werden, sind so enorme, so unersetzbare, nicht wieder erschwingliche, daß sie alles in ein paar Wochen verschlängen, was Jahrzehnte menschlichen Schaffens und menschlicher Arbeit in einem Lande geleistet haben. Und die persönlichen und moralischen Opfer, die ein Volk für einen Waffengang im großen leisten muß, sind nicht minder zerrüttend.

Nicht die Riesenarmee allein führte den Krieg, alles kämpfte mit, das Kapital, der Staats- und Einzelbesitz, die Produktion eines ganzen Landes, der Handel usw.

Der Besiegte wäre gar nicht mehr kostenpflichtig zu machen.

Übermütigen Friedensstörern, wie sich Serbien anschickte einer zu werden, sollte rücksichtslos — in Anbetracht der von ihnen gar nicht zu ermessenden Gefahren und Schäden — von der Gesamtheit der Großstaaten das Handwerk gelegt werden.

Die Diplomaten arbeiten noch gern mit übertriebener Empfindlichkeit und nehmen ihren Rückhalt an der ultima ratio des Krieges. Militärs wollen sich begreiflicherweise endlich praktisch betätigen und rasseln mit den Waffen.

Aber das Volk steht, trotz seiner mangelnden Erfahrungen über die Tragweite eines modernen Krieges, keineswegs hinter ihnen.

Jeder große europäische Krieg erscheint ihm als eine Katastrophe — für den Sieger und für den Besiegten. Und Staatsspitzen, die diese Regungen der Volksseele in sich aufnehmen, werden sich daher in den Dienst des Friedens stellen.

Die Kriegsgefahr scheint jetzt überwunden zu sein. Der Schatten, den sie warf, hat aber genügt, um Europa das Ungeheuerliche eines „großen Krieges“ wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Ehe und Mutterschaft in Frankreich.

Von Hermann Fernau, Paris.

Der bekannte französische Soziologe Dr. J. Bertillon hat vor einigen Wochen in einer leitenden Pariser Zeitung auf Grund offizieller Statistiken einen Aufsatz veröffentlicht, worin er sich über die geringe Zunahme der Geburten Frankreichs im Jahre 1908 beklagt. Während der ersten sechs Monate des verflossenen Jahres sind in Frankreich 162 495 Ehen geschlossen worden, 411 402 lebende Kinder geboren worden und 399 336 Personen gestorben. Die Bevölkerung ist also um rund 12 000 Seelen gewachsen, wogegen bekanntlich im Jahre 1907 die Zahl der Geburten hinter den Todesfällen um rund 20,000 zurückgeblieben ist. Immerhin ist im Jahre 1908, wenn wir 1907 ausnehmen, die Geburtenzahl so gering wie nie zuvor in Frankreich. Und das Problem oder vielmehr das Gespenst der Entvölkerung bedrückt nach wie vor die Gemüter aller eifrigen Patrioten und einseitigen Soziologen in Frankreich.

Ist die Geburtenzahl Frankreichs im ersten Halbjahr 1908 eine der schwächsten, so ist auf der anderen Seite die Zahl der geschlossenen Ehen in der gleichen Periode die höchste, die man seit 100 Jahren im gleichen Zeitraum nachweisen kann.

Das eigentümliche ist also, daß in Frankreich während der letzten 100 Jahre die Geburten beständig abgenommen und die Eheschließungen beständig zugenommen haben. Diese Zunahme ist für 1908 ganz besonders stark, denn sie übersteigt die Zahl des Vorjahres mit 9135 Eheschließungen.

Im ersten Augenblick haben wir bei Gegenüberstellung dieser widerspruchsvollen Tatsachen abnehmender Geburten bei zunehmeden Eheschließungen das Gefühl, als habe man in Frankreich den eigentlichen Zweck der Ehe vergessen, als seien die Franzosen ein dekadentes Volk, eine im Verfall begriffene Rasse. Wenigstens gilt nach Ansicht vieler Gelehrter auch für eine Nation der Grundsatz, daß alles, was nicht numerisch zunehme und fortschreite, im Verfall begriffen sein müsse. Wer sich die Mühe gibt, die bisher aufgestellten Bevölkerungstheorien durchzuprüfen, wird diese Ansicht bestätigt finden. Vielleicht macht Herbert Spencer hiervon die einzige, wissenschaftlich interessante Ausnahme, denn die Lehre von Malthus ist allzusehr auf die Furcht vor die drohende Übervölkerung basiert.

Die Frage ist in der Tat, ob wir berechtigt sind, den Satz, daß Stillstand Rückgang bedeute, auch auf das Bevölkerungsproblem anzuwenden, ohne Gefahr zu laufen, einseitige Theoretiker zu werden. Und eine weitere nicht minder wichtige Frage ist, ob sich für diesen Rückgang nicht Gründe anführen lassen, die, wenn wir uns einen Augenblick aller bisher üblich gewesenen Vorurteile enthalten, eher auf einen Fortschritt deuten. In Frankreich sowohl wie auch in Nordamerika und Australien stehen wir heute vor einer so starken Abneigung der Frauenwelt gegen eine allzu häufige Mutterschaft, daß diese Länder im Sinne unserer zeitgenössischen Bevölkerungswissenschaft dekadente Länder genannt werden müssen. Noch zehn Jahre Entwicklung und Frauenemanzipation und wir werden die gleiche Dekadenz (worunter ich ein Sinken der Geburtenzahl unter die Sterblichkeitsziffer verstehe) vielleicht auch in Deutschland und England feststellen müssen.

Aber bleiben wir einen Augenblick bei Frankreich. Die Tatsache der ständig wachsenden Zahl der Eheschließungen ist, wie ich glaube, Beweis genug für die Lebensfähigkeit und Lebensfreudigkeit der gallischen Rasse. Ein Zeichen wirklicher ethischer Dekadenz wäre die wachsende Ehefeindlichkeit der jungen Leute, die in Frankreich durchaus nicht in demselben Maße zu beobachten ist, wie in England, Nordamerika und schließlich auch in Deutschland. Allerdings bestehen wesentliche Unterschiede zwischen Frankreich und den übrigen zivilisierten Ländern, wenn wir uns die Wertung und die Form der Ehe näher ansehen. Und diese Unterschiede können zum Teil auch als Erklärung für die sinkende Geburtszahl dienen.

In Frankreich sind die Anforderungen ans Leben so hoch gestiegen, der Wunsch nach Reichtum, Wohlleben und endgültiger Existenzsicherheit ist so stark, daß in den meisten Fällen das Einkommen des Mannes allein zum Unterhalt der Familie nicht ausreicht. Mehr und mehr hat sich also in

Frankreich die Ehe zu einem rein wirtschaftlichen Problem entwickelt, das von jeder Klasse anders gelöst wird. Diese Tatsachen sind für alle Kulturnationen zutreffend. In Deutschland, England und Amerika geben sich nun aber die jungen Leute mit ihnen zufrieden und — heiraten spät. In diesen Ländern erheiratet selbst die Frau der unteren Klassen mit dem Manne gleichzeitig ein Heim und ihre wirtschaftliche Sicherheit. Dem ist in Frankreich und namentlich in Paris nicht so. Von der Aristokratie und den oberen Zehntausend abgesehen, deren Heiratssitten wir hier nicht diskutieren, weil sie überall die gleichen sind, heiratet der kleine Mann in Frankreich verhältnismäßig früh. Heiraten heißt für ihn weniger einen Herd gründen oder eine Verpflichtung zur Ernährung seiner Frau übernehmen, sondern heiraten heißt ihm vor allen Dingen, den Kampf um die Existenz nunmehr zu zweien kämpfen. Deshalb beginnen Tausende von Ehen in Paris mit einem lächerlich geringen Hausgerät, in Arbeiterkreisen noch obendrein ohne staatliche und kirchliche Genehmigung. Nur der Wunsch des gemeinsamen Lebens hat sie zusammengeführt, selbst da, wo kein festes Einkommen vorhanden ist. 5—10 Jahre gemeinsamer Arbeit und man ist zu einer auskömmlichen Existenz gelangt. Die Frau hat wacker mitgeholfen. Die Frau hat in vielen Fällen ebensoviel verdient wie der Mann. In Deutschland, England und Amerika verlangen die guten Sitten von der verheirateten Frau keine Erwerbsarbeit. Die guten Sitten verlangen im Gegenteil vom Manne, daß er nach Geld jage und es seiner lieben Gattin in Form von allerhand Luxusartikeln zu Füßen lege. Die guten Sitten verlangen ferner, daß sogar der Arbeiter danach trachte, seine Frau von der Erwerbstätigkeit zu befreien. Die englische Frau empfindet das als ganz selbstverständlich. Und wo man in England von Frauenemanzipation redet, da ist sie rein politischer Natur und hört mit der Heirat auf. In diesem Punkte ist die Französin anders. Sie mag alle Fehler haben, die man ihr so gern in die Schuhe schiebt, sie hat einen Vorzug, von dem man selten redet: Sie ist bereit, praktisch mitzuarbeiten. Sie betrachtet ihr wirtschaftliches Problem mit der Ehe nicht als gelöst. Besitzt sie keine Mitgift, will sie auf die Ehe nicht verzichten und dabei ihre Ansprüche an ein Leben zu zweien nicht herabmindern, dann muß sie zum mindesten in den ersten Jahren der Ehe miterwerben. Unter anderen Bedingungen würden sich die jungen Männer auf eine Ehe gar nicht einlassen. Sie würden, wie in den anderen Ländern, mit der Eheschließung warten und inzwischen mit den bekannten Surrogaten des Geschlechtsverkehrs vorlieb nehmen, über die unsere Gesellschaft verfügt. Aus allen diesen Gründen ist vielleicht Paris diejenige Stadt, wo der bedeutendste Prozentsatz verheirateter Frauen erwerbstätig ist. Und wahrscheinlich bietet sich der weiblichen Erwerbstätigkeit nirgendwo ein so weites und angenehmes Feld wie in Paris, wo beispielsweise der Beruf der Kellnerin beinahe unbekannt ist.

Versuchen wir die Konsequenzen dieser, ich möchte sagen, sozialen Psychologie der französischen Frau zu ziehen, so ergibt sich als erste Notwendigkeit der Wunsch der jungen Ehefrau, mindestens 5—6 Jahre lang keine Kinder zu haben. Wird sie dennoch von einem Kinde überrascht, dann gibt sie es in Pflege, und wenn der Haushalt gut vorankommt und der Mann eines Tages den erhöhten Ansprüchen des Pariser Lebens allein genügen kann, dann nimmt sie es zurück und widmet sich ihren erzieherischen Aufgaben. In solchen Fällen ist sie auch noch zu einem zweiten Kinde bereit. Dort aber, wo dritte und vierte Kinder geboren werden, darf man ruhig behaupten, daß dies gegen den Wunsch der Eltern geschehen ist, oder um es genauer zu sagen, gegen den Wunsch der Frau. Dieser Wunsch, nicht mehr als zwei Kinder zu haben, wird nötigenfalls gewaltsam in die Tat umgesetzt und wenn man je die Zahl der ungesetzlichen Abtreibungen feststellen könnte, die alljährlich in Paris vorgenommen werden, dann wäre man zweifellos sehr erstaunt. Die Frau hat eben im heutigen sozialen Handgemenge ihr völliges Gleichgewicht noch nicht finden können. Und deshalb sehen wir sie namentlich in Frankreich beständig zwischen ihren sozialen Erwerbspflichten und ihrem eigentlichen Beruf der Mutterschaft in Konflikt geraten. Da ihr nun aber in den Gegenwartsverhältnissen ihre Erwerbstätigkeit wichtiger sein muß, so leidet notgedrungen die Mutterschaft darunter. Frauen, die drei bis vier Abtreibungen hinter sich haben, sind in Paris keine

Seltenheiten. Mehr und mehr fühlt man die Schwierigkeit der Erziehung einer großen Kinderzahl. Das bescheidene Einkommen und der teure Lebensunterhalt des kleinen Mannes verbietet jedem denkenden Bürger die großen Familien, und solange man nicht ernstliche soziale Reformen geschaffen haben wird, Reformen, die die Mutterschaftsleistungen der Frau so oder so in wirtschaftliche Werte umsetzen, solange werden die Befürworter der großen Familien tauben Ohren predigen.

Ist also die Praxis der Kinderenthaltsamkeit in den kleinbürgerlichen und proletarischen Familien Frankreichs durch wirtschaftliche Rücksichten diktiert, so geschieht das gleiche in der Geld- und Blut-Aristokratie sowie auch im Bauernstande aus ganz anderen Gründen. Frankreich macht mit seiner Aristokratie gegenüber anderen Ländern keine Ausnahme. Denn wenn es nach den Gepflogenheiten der Aristokratie ginge, dann würden wir in allen zivilisierten Ländern der Welt seit langem eine Geburtsdekadenz schlimmster Art bemerken müssen. Aber soweit die kleine Bourgeoisie und die Arbeiter in Betracht kommen, die überall der eigentliche Quell der Volksvermehrung sind, müssen wir für Frankreich feststellen, daß die wirtschaftlichen Sorgen und Nöte der Zeit von niemand besser verstanden werden als von der französischen Frau. Darf man eine Frau tadeln, wenn sie wissentlich die Schwangerschaft verhütet, die gegen ihr Verantwortlichkeitsgefühl als Ernährerin und Erzieherin geht? Darf man ihr von sozialen Pflichten reden, wenn sie berechnet, daß das dritte und vierte Kind dem Haushalt eine unerträgliche Last sein werden und durchaus nicht jene Freude, von der die Dichter singen? Und ist es schließlich berechtigt, von der Dekadenz eines Volkes zu reden, nur weil die einzelnen in diesem Volke anfangen zu begreifen, eine wie verantwortliche Sache die Elternschaft ist? Ich glaube, wir müssen diese und ähnliche Fragen nach einigem Nachdenken mit nein beantworten. — Der Fortschritt ist niemals da zu finden, wo die meisten Kinder geboren werden, sonst wären die Chinesen in der Kultur tonangebend und die Russen und Slawen kämen gleich hinter ihnen. Und auch da liegt der Fortschritt nicht versteckt, wo die Frau eine unbewußte Gebärmaschine geblieben ist, wie meinetwegen in den Heimindustriebezirken Sachsens und Thüringens, wo das Kind schon in der Wiege als Erwerbsfaktor gewertet wird.

Ohne weiteres will ich zugeben, daß der Fortschritt auch nicht da zu suchen ist, wo die Frau zur sozialen Erwerbsmaschine herabgedrückt wird. Die Frau als Erwerbs- und Arbeitstier ist ebensowenig ein Ideal wie die Frau als Geburtsmaschine. Sondern die Lösung wird in der weisen Mitte liegen. In Frankreich, wo die Frau (glücklicherweise) am politischen Leben viel weniger Anteil nimmt als in England und Deutschland (wo die politisierenden Frauen einem jeden Augenblick sehr unangenehm auf die Nerven fallen), ist diese Lösung am deutlichsten vorgezeichnet. Denn abgesehen von der Aristokratie, wo die Frau, um es mit Carpenter zu sagen, eine bloße Puppe, ein leeres Idol und eine „vollkommene Dame" ist, und abgerechnet auch die vielen Entgleisten, die zur Prostitution greifen mußten, ist der gesunde Teil der französischen Frauenwelt bisher den einzig möglichen Weg der Frauenemanzipation am weitesten gegangen: den Weg der wirtschaftlichen Selbständigkeit und, dadurch bedingt, den Weg der physischen Selbstständigkeit als Geschlechtswesen. Die Gegner jeder Frauenemanzipation mögen die hierdurch geschaffenen Mißstände (wohin vor allen Dingen eben die vielen Abtreibungsfälle gehören) ungesund, antisozial oder sonst wie immer nennen. Sie sollten nichtsdestoweniger bedenken, daß mit vielem Fortschrittslicht auch starker antisozialer Schatten gehen muß. Aber wenn die doppelte Befreiung der Frau von der Geschlechtshörigkeit und von der wirtschaftlichen Minderwertigkeit überhaupt möglich ist, dann können wir uns damit trösten, daß der gegenwärtige, in manchen Punkten ungesunde Zustand, nur ein Übergangsstadium darstellt und daß mit mehr Aufklärung, Sicherheit und Verantwortungsgefühl eine sozial gesundere Zeit anbrechen wird. Eine Zeit, wo man sich anderer Wertungsweisen bedienen wird als heute, wo man das als Fortschritt preisen wird, was viele theorienreiche Gelehrte von heute als Dekadenz brandmarken.

Worüber wir uns amüsieren.

Von Gobbo.

Jeden Tag muß man sich von neuem den Kopf zerbrechen wegen der Frage, die sich wie ein Stehaufmännchen immer wieder erhebt, und wenn sie auch tausendmal beantwortet wurde, wegen der Frage: Was fängt man heute abend an? In den verschiedensten Formulierungen wird sie dir vorgelegt: Wo ist was los? Wohin sollen wir gehen? Was kann man sich ansehen? Wo amüsiert man sich? Und mit befriedigenden Auskünften vermag man sich sehr beliebt zu machen, bei denen, die ganz naiv eingestehn, daß sie „was von ihrem Leben haben wollen" nicht minder wie bei denen, die dir heuchlerisch vorzuschwatzen suchen, ihnen sei der allabendliche Vergnügungsrummel nur volkspsychologisch hochinteressant, und nur deshalb seien sie begierig nach neuen Sensationen. Die aber, welche gewerbsmäßig den Verschleiß großstädtischer Amüsements betreiben, sind die wahren Psychologen. Mag es auch noch so blöd sein — sagen sie — wenn es nur sensationell ist.

Wahrlich, das große Publikum ist schwer zu begreifen, ob es nun aus Schichten, Kreisen oder gar Sphären stammt. Über zwei Belustigungen lachte und sprach es, und sie brachten einem Zirkus volle Häuser. Einmal war es eine vollkommen naturgetreue Darstellung der Seekrankheit mit allen ihren Details, die stürmische Heiterkeit erweckte, des weiteren setzte ein menschliches Wesen, das sich so zu bewegen verstand, als obes eine automatische Gliederpuppe wäre, die Zuschauer in Staunen und gute Laune. Ich weiß, man liest solche Glossen nicht gern. Wer über derartiges spricht, kommt leicht in den Verdacht, daß er immer die strenge Frage auf den Lippen: Gibt's denn hier nichts zu geißeln? durchs Leben pilgre. Und auch der Volksbeglücker, stets bereit, die Massen intellektuell, kulturell, ethisch, ästhetisch, sozial zu „heben", wird besten Falles mit mitleidigen Blicken gemustert, für gewöhnlich aber erregt er Unwillen. (Willkommen ist nur, wer alle miteinander wirtschaftlich zu „heben" verspricht.) Deshalb beabsichtige ich auch nicht, aus der Tatsache, daß zirzensische Darbietungen wie das Ausstattungsspektakel: „Die Auswanderer" und die Illusionsmechanik „Das Moto-Baby" ein Publikum zu amüsieren vermochten, das aus Schichten, Kreisen und sogar aus Sphären stammte (Logenbesucher!), als melancholischer Pessimist auf kulturellen Tiefstand zu schließen und ebensowenig als temperamentvoller Optimist Besserungsvorschläge zu machen. Nur staunen muß ich über ein unerklärliches Phänomen: Eigentlich hat weder ein naives noch ein raffiniertes, weder ein ungebildetes noch ein gebildetes, weder ein einfaches noch ein vornehmes Publikum die geringste Ursache, „Die Auswanderer" oder „Das Moto-Baby" als Amüsements zu betrachten, die einen Zirkusbesuch lohnend erscheinen lassen. Denn daß es die Menschen in einer Zeit, in der sie verstehen, menschenähnliche Automaten zu konstruieren, auch fertigbringen, sich selbst automatisch zu dressieren, ist nichts Sensationelles, und daß hoher Seegang gewisse physiologische Vorgänge zur Folge hat, ist nichts Lustiges . . . Wie nötig müssen es die Menschen haben, erheitert und angeregt zu werden, wenn sie sich schon mit den wertlosesten Surrogaten zufrieden geben!

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

O. Poensgen. Das Wahlrecht. Leipzig. Verlag B. G. Teubner. Preis geh. M. 1,—, geb. M. 1,25.

H. J. Chr. von Grimmelshausen. Der abenteuerliche Simplicissimus. Leipzig. Insel-Verlag. Taschenausgabe in 3 Bänden Preis in Pappband M. 8,—, in Pergament M. 14,—

El-Correi. Siehe es beginnt zu tagen. Roman. Berlin. Concordia Deutsche Ver-

lagsanstalt, Hermann Ehbock. Preis geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Heinrich von Kleist. Erzählungen. Eingeleitet von Erich Schmidt. Leipzig. Insel-Verlag. Preis in Pappband M. 2,—.

Ernst von Wildenbruch. Schwesterseele. Roman. Stuttgart. Verlag J. G. Cotta. Preis M. 4,—.

Wilhelm Cremer. Das große Tor. Roman. Berlin. Verlag Dr. Franz Ledermann.

Ferdinand Matras. Die Studentenschwester. Volksschauspiel in einem Vorspiel und 4 Akten. Prag. Verlag Carl Bellmann. Preis M. 3,50.

Goethes Gespräche mit J. P. Eckermann. Neu herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. Leipzig. Insel-Verlag. Preis zwei Bände in Pappband M. 5,—.

Der Schatzbehälter. Ein Brevier zeitgenössischer Lyrik. Ausgewählt von H. Federmann. Königsberg. Deutschherren-Verlag. Preis M. 1,50.

Planeten-Calendarium, da man zählete das XVI Seculum nach unsers Herrn und Seligmachers Geburt, eingerichtet auf das Jahr des Heils 1909. Ein gar sinnreich Büchlein über die Natur der Planeten, deren Influenz und sonstige lehrsame Dinge, mit Bauern-Practica und Regeln für den Menschen insgemein versehen. Gezieret mit artigen Bildlein, so Meister Sebald Beham von Nürenberg in Holz geschnitten. Mit Fleiß zusammengestellet von Marie von Redwitz. Leipzig, Insel-Verlag. Kartoniert M. 3,50.

Johannes Weinold. Aus der Art geschlagen. Schauspiel. Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H.

E. Fischer-Planer. Philosophen untereinander. Leipzig. Reform-Verlag K. Engelschmidt.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

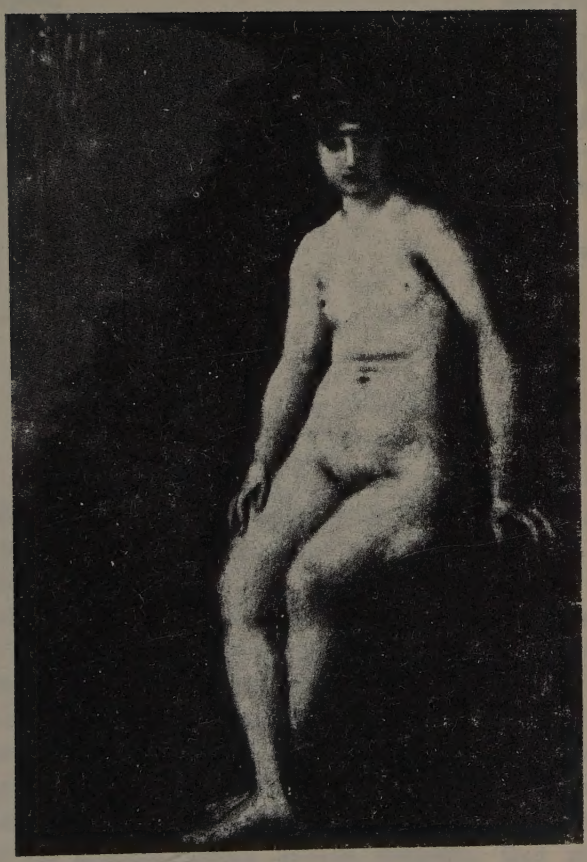
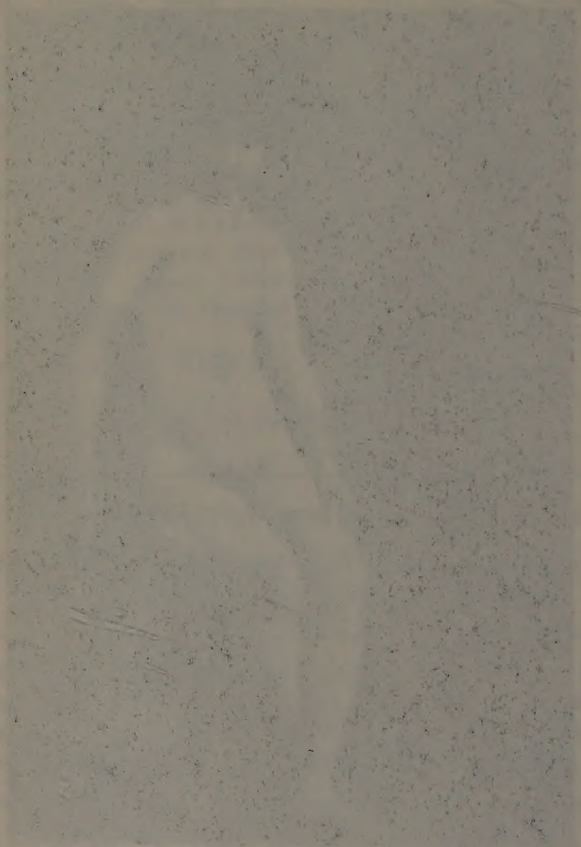
Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 ¾-Liter-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25.— pro Kiste.



HANS VON MARÉES / UNSCHULD